

Referate, Vorträge usw.

Reihenfolge:

Die Christlichen Dienste für das Gastgewerbe im Wandel (1996)

Über den Geist des Hauses - oder: Wenn der Herr nicht das Haus baut... (1997)

Referat beim Verband Kirchlicher Mitarbeiter (1999)

Neue Unternehmensformen in der sozialen Arbeit (1997)

Leitbild als Wegweiser für die Zukunft (2000)

Die Sorge um menschenwürdige Pflege (2002)

Altersbilder: Der biblische Befund (2002)

Die Christlichen Dienste für das Gastgewerbe im Wandel

Referat am 8.12.1996 in Frankfurt/M.

Wenn Hans-Joachim Kulenkampff seine Quiz- und Plaudersendung für den Hessischen Rundfunk wieder einmal glücklich und meist mit erheblicher zeitlicher Überziehung zuende gebracht hatte, kam es zu einem Ritual, auf das sich Millionen Fernsehzuschauer freuten: sein Produzent M.Jente legte Livree an und half seinem Angestellten in den Mantel - wie ein Diener seinem Herrn oder ein Kellner einem Gast. Und während er ihm höflich noch die Handschuhe reichte, gab er seinen Kommentar über die Show ab. Der Livrierte hatte das letzte Wort zur ganzen Show, und das war meist ziemlich gnadenlos.

Ein Showdown der merkwürdigen Art: alle Klischees vom Herrn und vom Diener waren da, und sie waren zugleich gebrochen da. Zuletzt stand man als Zuschauer auf doppeltem Boden, zusammen mit den Akteuren. Eine seltsame Gemengelage aus Macht und Ohnmacht, Herrschen und Dienen, Erhabenheit und Lächerlichkeit, Realität und Pose. Eine Parodie auf großes Welttheater. Oder in Wahrheit gar keine Parodie?

Das Ganze sah zivilisiert aus - und war am Ende doch auch Anarchie, sprachliche, im Urteil, im sozialen Rollentausch. Eine Szene irgendwie zwischen Wildnis und Zivilisation.

Wie das "Hotel am Ende der Straße" oder "Das Gasthaus an der Themse" oder die "Herberge" in Schuberts Winterreise oder wie viele andere literarisch gewordene Gasthäuser zwischen Wildnis und Zivilisation liegen: Schon ein Stück Abenteuerland, wenn man aus einer Ordnung kommt; schon ein Stück Fluchtland, ja Rettung, wenn man aus einer Wildnis kommt. Wie eine künstliche, dazwischengeschobene Welt, dazwischengeschoben zwischen die beiden grundlegenden Daseinsmöglichkeiten der bergenden und der bedrohlichen Wirklichkeit. Und, wie bei V. Baums "Menschen im Hotel" das paradoxe Grenzland flüchtiger Begegnungen: ein Ort, an dem sich Menschen begegnen und eigentlich meist auf der Flucht voreinander sind.

Als ich vor einigen Wochen anfang, mich intensiver zu beschäftigen mit den menschlichen Problemen der Hotellerie, der Geschichte des Gastgewerbes, den Anfängen der christlichen Hilfe für die Menschen in diesem Gewerbe: da fühlte ich mich öfter in diesem Zwischenraum, in diesem Grenzland zwischen Zivilisation und Anarchie, Macht und Ohnmacht, Herrschen und Dienen. Die Initialschrift aus dem Jahr 1891 des legendären Kellnerpfarrers Hermann Friedrich Schmidt enthält schon im Titel - "Kellners Weh und Wohl" - dieses ganze Spannungsfeld. Ich habe dieses Manifest, das bis zur Jahrhundertwende etliche Auflagen erlebte, mit ständig wachsender Ergriffenheit gelesen, von der ersten bis zur letzten Zeile - und konnte auf einmal verstehen, daß dieser Mann mit seiner stimmigen Beschreibung eines eigentlich unmöglichen Ortes zwischen Weh und Wohl soviel bewegen konnte - so ja auch hier in Frankfurt: er war - wie es heißt - "zufällig" mit dabei, als vor 90 Jahren durch einen damals 10 Jahre alten Verein der Kronenhof beschlossen wurde. Ich komme darauf zurück.

In folgenden Schritten möchte ich mein Thema angehen:

> vom Gast möchte ich handeln, theologisch,

- > vom Dienst; Diakonie heißt ja Dienst;
- > von einer neueren, allgemeinen Entwicklung im Feld sozialen Handelns: von der Verwandlung eines Dienstverständnisses in ein Dienstleistungsverständnis,
- > und schließlich vom möglichen Sinn diakonischen Handelns im Gastgewerbe.

1. Der Gast - als theologisch betrachtetes Wesen

Das gibt es in manchen Dörfern noch: einen Friedhofschor; meist ein kleiner werdendes Häufchen aufrechter älterer Frauen, die mit älter werdenden Stimmen gegen den Zeitgeist und gegen die Sprachlosigkeit des Abschieds ansingen. "Ich bin ein Gast auf Erden", singen sie, und in diesem Augenblick kann sich kaum jemand dieser Wahrheit entziehen. "Wir haben hier keine bleibende Stadt" sagt der Pfarrer, und "Ich bin ein Gast auf Erden" wird gesungen, und jedem wird klar, daß der Mensch ein vorübergehendes Wesen ist. Gast-Sein ist unser Existential, ist unser Wesen. Aber rasch lassen wir diese Wahrheit eine Friedhofsweisheit bleiben und trinken und schwätzen sie unter den Tisch. Meist auch in einem Gasthaus. Viele auch unserer modernen Totentänze werden wiederum in Gasthäusern zelebriert.

Nicht zufällig war die Herberge, das Gasthaus, von altersher eine Metapher für eine nur vorübergehende Rast, für einen Aufschub, eine Zwischenstation vor unserer End-station. In der Todessehnsucht der Romantik läßt Schubert einen auf einem Totenacker singen: Du unbarmherzige Schenke, noch weistest du mich ab...

Wer den Gastspiel-Charakter seines Lebens, sein Gast-Sein und den Gedanken daran nicht erträgt, der mag sich vielleicht alle möglichen Festungen und Betonburgen bauen und sitzt dort doch lediglich nur fest. Für eine Weile. Flucht in die Selbsteinsperrung hilft auch nicht gegen unsere Flüchtigkeit.

Eine Umwertung ist nötig - und die meint das christliche Bemühen um den Gast. Es ist eigentlich unsere Auszeichnung und macht im Tiefsten unsere Würde aus: daß wir eine Weile Gast sein dürfen in Gottes Welt, uns dieses Gastrecht mit anderen teilen dürfen. Keiner kann sich selbst das Leben geben, daher ist sie ein kostbares Geschenk, unsere Einkehr in dieser Welt. Christliche Zuwendung zu dem Gast in unseren Gasthäusern, sie ruht auf, diese Zuwendung, auf der Ehrfurcht vor dem Geschöpf, das sich in seinem Unterwegssein soviel vergebliche Unruhe machen muß, von seiner Flüchtigkeit wissen könnte und das daher - wie Augustinus sagte - größer und elender ist als alle anderen Geschöpfe.

Die Alten taten sich leichter mit diesem Gast-Lebensgefühl. Unser Glaube begann als Wüstenglaube, Nomadenglaube. "Der Herr gebe dir weiten Raum!" war der Segenswunsch jener Tage, als die Stammväter mit ihren Sippen von Wasserstelle zu Wasserstelle zogen, der Vegetation hinterher. Die Welt war für sie noch offen, sie gehörte noch niemandem. Sie wußten damals, daß sie keine allzu tiefen Wurzeln schlagen sollten, und sie bauten ihre Zelte auf leichtem Sand, aus dem sie die Pflöcke rasch wieder herausziehen konnten. Aber schon in den Zelten entfalteten sie ein stabiles Gastrecht. Der Gast war ihnen gewissermaßen heilig. Nur unter gottlosen Menschen ist der Fremdling ungeschützt, glaubten sie. Und sie wußten, daß es nicht genügt, den Fremdling nur zu mögen, sondern daß hinzu kommen muß, sein Gastrecht zu wahren. Er muß in unserer Obhut ruhig und sicher schlafen können. Ständig auf der Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation lebend, wurde hier Kultur grundgelegt, die sich später bis zum Asyl- und Bleiberecht ausweitete: beides muß im Gastrecht beisammensein, menschliche Akzeptanz und Rechtswahrung.

Und dann wurde man seßhaft. Umfassende Land-Nahme geschah. Und man begann, Eigentum an der Welt, an Gottes Erde, zu reklamieren. Allerdings fühlte man sich von Gott dazu eingeladen. Auch als sie die Erde in Besitz nahmen, fühlten sich die jüdischen Stämme noch als Gäste. Und man überzog die Welt mit Mustern nach der Logik des Pfluges und des Weidezauns und baute feste Häuser. Man hatte nun feste, dauerhafte Nachbarschaft, der man nicht mehr ausweichen konnte durch Weiterziehen. Regelungen wurden wichtig. Das Gesetz wurde zur Lebensgrundlage. Es diente auch der Klärung gegenseitiger Achtung. Es regelte, was man Gott, den anderen Menschen und sich selbst schuldig ist.

Das alttestamentliche Gesetz gilt den Juden. Nur den Juden. Aber es gibt einige wenige, nämlich drei besondere Teile des Gesetzes, an die sich auch diejenigen halten mußten, die als Nicht-Juden unter Juden leben wollten. Das Gesetz verordnet Juden und den Fremdlingen und Gästen unter ihnen, kein Blut und kein Ersticktes zu essen - denn im Blut sei das Leben, und das solle man nicht anrühren; man solle kein Götzenopfer bringen und sich schließlich der Unzucht enthalten. "Unzucht" meinte - und das wird im 3. Mose 18 ausgeführt: geschlechtliche Kontakte zu Tieren, zu "Knaben", zu anderer Männer Frauen, zu Verwandten in zu nahen Verwandtschaftsgraden.

Wer sich als Gast daran nicht hielt, hatte sein Gastrecht verwirkt, die gemeinsamen Lebensgrundlagen zerstört, das Plateau weggezogen, auf dem sich beide bewegen, der Gast und sein Wirt. Der Gast h a t ein

Recht auf seine Würde, aber er darf seinen Gastgeber nicht entwürdigen. Die Würde ist unteilbar. Das war eben das eigentlich Schlimmste, auf das der Kellnerpfarrer Schmidt Ende letzten Jahrhunderts hinwies: auf die Normalität entwürdigender, erniedrigender Rituale, denen Menschen im Gastgewerbe ständig unterworfen waren durch oft unwürdige Gäste und durch Wirtsleute, die um des Geldes willen die unwürdigen Spiele mitspielten und dafür ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter opferten.

Die Klärung gegenseitiger Achtung: das war Anfang und Grundlage aller Gastkultur. Und das prägte auch den Geist der Hospize: und die Hospize gehörten sicher zu den besten christlichen Einfällen. Das Hotel de Dieu, das Hotel Gottes: es ist eine Quelle, aus der sich dann viele erst kleine, dann immer größer werdende Ströme speisen. Die Hotellerie kommt von daher, aber auch die Bethäuser und die Krankenhäuser, die Hospitäler, und die Behinderten- und Seniorenheime auch. Hospize nahmen alle auf: Arme, Obdachlose, Kranke, Sterbende, Alte, körperlich und geistig Behinderte, Blinde, Stumme, Taube, Epileptiker, Reisende und Wallfahrer. Kranke und Gesunde, Kommende und Gehende. Und wo heute die Rezeption ist, war der Altar.

In diesen christlichen Häusern wurden noch die kaputtsten menschlichen Ruinen mit größter Ehrerbietung empfangen - so, als käme der Herr Jesus selbst zu Besuch; in ihnen wurden die eiternden Wunden aufopfernd behandelt, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wiedergutzumachen. Man nahm das Jesus-Wort ernst, daß er als Gast zu uns komme und daß, wer einen Gast abweist, ihn abweise. Das gab es mitten in Zeiten, in denen es gang und gäbe war, den geistlichen und weltlichen Herrschaften zu dienen: das Bemühen, den Schwächsten und Geringsten dienlich zu sein, Diakonie zu üben. Sich Stärkeren unterzuordnen, ist nichts Besonderes; sich in den Dienst von Schwächeren zu stellen, ist christlich. Die Achtung gerade auch vor dem hilfebedürftigen, flüchtigen und flüchtenden Menschen: sicher eine selten bedachte Wurzel unserer Sozialordnung. Wo diese Achtung verlorengeht, verlieren wir uns - in einem vorkulturellen Dschungel. Und der Dschungel rückt wieder vor.

Einige der überlieferten Hospitalregeln lassen erkennen, daß und inwiefern die geübte Praxis ein Ausbalancieren von Gastgeber- und Gastinteressen war. In der Regula Benedicti steht u.a.: "Die Sorge für die Kranken soll vor allem und über alles gehen... Jedoch sollen auch die Kranken bedenken, daß man ihnen um Gottes willen dient, und sie sollen deshalb die Brüder, die sie bedienen, nicht durch unnötige Anforderungen betrüben". Ohne die Klärung gegenseitiger Achtung mißlingt jede Form des Beherbergens.

Seitdem haben wir uns weiterentwickelt. Unser Fortschritt bestand vor allem darin, daß aus bergenden Häusern auch verbergende wurden, daß wir die, die miteinander umfassendes Gastrecht im Hospiz genossen, voneinander absonderten - bis sie sich so gerade nicht mehr sehen müssen. Man kann ja gegebenenfalls Reiseveranstalter regreßpflichtig machen, wenn Behindertengruppen im Haus sind.

Auch mit den Menschen, die in den Häusern arbeiten, ist seitdem viel geschehen. Vom Dienst am Gast zur Dienstleistung. Wohl die meisten Angestellten im Gastgewerbe empfinden es so: Es sind nicht mehr wirklich ihre Gäste, mit denen sie zu tun haben. Der Dienst wurde formalisiert, und die Identifikation mit dem Haus bekam Risse. Die Gäste wechseln immer schneller - wie die Mitarbeiter die Häuser. Und vom christlichen Dienst am Gast führte ein langer Weg zum notwendigen Dienst an den Menschen im Gastgewerbe, zur Diakonie an denen, deren Berufsvorläufer einstmalig Diakonie übten.

2. Diakonie - der Dienst

Jeder Kellner, jede Bedienung, ist näher an den Wurzeln der Diakonie als irgendein anderer Beruf, auch irgendein anderer helfender Beruf. Ein Diakonos war einer, der andere am Tisch bediente. An diesem Vorbild, genau an diesem, orientierten sich die ersten Christen. Jeder, der sich Diakon nennt oder Diakonisse, hat einen Bruder oder eine Schwester in denen, die am Tisch bedienen. In Diakonischen Werken dient man noch heutzutage der Menschheit an langen oder runden Tischen...

Christliche Diakonie hatte von Anfang zwei Grundformen: Menschen besuchen und Menschen aufnehmen, bei Menschen zu Gast sein oder Menschen zu Gast haben. Zwei uralte Kultursitten, christlich getauft. In jedem Fall tat sich eine Tür auf.

Die ersten Christen lebten also diakonisch. Die Erinnerung an Jesus war noch frisch - wie er unter den Seinen war wie ein Tischdiener. Und einige konnten sich daran erinnern, daß er auch manchem notorischen Unglücksraben und vom Leben Gebeutelten diente und den Himmel über ihnen aufgehen ließ. Und daß Jesus sich auch an Tische von Leuten setzte, mit denen andere nichts zu tun haben wollten, daß er damit einer alten Ansicht zuwidergehandelt hatte: Gott gehe es um den guten, reinen, feinen Menschen, nur der dürfe im Reiche Gottes mit ihm zu Tische sitzen. Jesus behauptet: die Freude Gottes über den in die Gemeinschaft Zurückgeholten, die Freude über den geretteten Verlorenen übersteige Gottes Interesse an den Gerechten.

Und notfalls hole er sich die von den Hecken und Zäunen an seine Tafel und die Sünder und Zöllner und die mit den Narben auf Gesicht und Händen und Seele. Was wiederum die ordentlichen Leute nicht unbedingt erfreute. Eine Spur von Provokation und Anstößigkeit ist von Anfang an der Diakonie Teil. Die Berührung mit dem Unreinen nämlich, mit der offenen Wunde, dem Aussatz, der Sünde.

Umfragen zeigen: Bürger erwarten eigentlich auch von der heutigen sozialen Arbeit, so auch von der evangelischen Diakonie, zu dlererst so etwas wie soziale Problementsorgung - um nicht selbst in Berührung kommen zu müssen mit dem Unreinen, der offenen Wunde, dem Aussatz, der Sünde. Gegen diese ganz alte und ganz aktuelle Gefährdung sind auch die helfenden Berufe selbst nicht gefeit. Als der Psychiater und Historiker Klaus Dörner vor einigen Jahren den Prozeß gegen Pflegerinnen kommentierte, die ihre Patienten umgebracht hatten, sprach er vom tödlichen Mitleid. Die Pflegerinnen, so meinte er, hätten einfach das Elend ihrer Patienten nicht mehr ertragen, vor allem aber die eigene Ohnmacht, nicht helfen zu können, nicht mehr ausgehalten. Es gibt, meinte er, ein Mitleid, das, wenn es nichts gegen das Leiden von Menschen tun kann, sich dann lieber den ganzen Menschen wegwünscht.

Das Aushalten, das Ertragen der Berührung mit dem, womit wir zutiefst nicht fertig werden, ist aller Diakonie Anfang: bei Jesus und heute noch.

Jesu Zeitgenossen hatten auf das Reich Gottes gewartet, das der Römerherrschaft, überhaupt der gottlosen Herrschaft in der Welt ein Ende machen würde. Jesus heilt Menschen und sagt: Jetzt ist das Reich Gottes mitten unter euch, jetzt, wenn ich euch von Dämonen befreie, von Mächten, die euch beherrschen, von dem Abgründigen in euch, vor dem euer Verstand am Verstehen scheitert. So ist das Reich Gottes unter euch, als heilende, befreiende Diakonie, als das, was euch wirklich dienlich ist. Diakonie als Anfang der wahren Zukunft. Das künftige Heil greift vor, greift voraus nach uns im Heilwerden von Menschen. Die Herrschaften sind bereits entmachtet, Not, Tod und Teufel. Punktuell zeigt sich das. Wenn Kranke geheilt werden, Not beseitigt, Hunger gestillt wird: dann ist etwas Neues unterwegs zu uns.

Und die ersten Gemeinden erzählten Gottes große Taten weiter und schrieben all die wunderbaren Geschichten auf, in denen Jesus Blinde sehend und Lahme gehend machte und Erniedrigte erhöht. Und sie ließen sich von diesen Geschichten die Richtung zeigen, die ihre Liebe nehmen soll. Aber mehr noch: sie holten sich aus diesen Geschichten den langen Atem für ihren Menschendienst, die Kraft, es auszuhalten, wenn ihre Hilfe und ihr Zugehen nichts ausrichteten, wenn sie es nicht schafften, einen zerstörten Menschen wieder aufzubauen, einen Kleinen und Verachteten in den Augen ihrer Mitmenschen zu rehabilitieren. Dann holten sie sich aus den Jesus-Geschichten für sich und für viele Menschen den Impuls: Gottes Möglichkeiten sind mit unseren Bemühungen noch nicht erschöpft; es gibt für dich, du Armer und Elender, du Erniedrigter und Entwürdigter, Möglichkeiten über das Menschenmögliche hinaus.

Die ersten Christen lebten diakonisch. Sie besuchten Gefangene und beherbergten Obdachlose und kleideten sie ein und dienten ihnen am Tisch, brachten ihnen zu essen und verbanden Wunden - und all dies war schon unglaublich viel damals, aber es wurde zugleich auch immer eine noch weitergehende Zuversicht mitserviert: es gibt keine hoffnungslosen Fälle bei Gott.

Und: Die ersten Christen hatten noch dieses ominöse "...wie dich selbst" im Ohr. Man ist es nicht nur anderen schuldig, ihnen zu helfen: man ist es vor allem auch sich selbst schuldig - um nicht allzu weit hinter den gottgegebenen Gaben zurückzubleiben, um nicht zu sehr unter den eigenen Möglichkeiten zu bleiben, dem eigentlich Menschenmöglichen. Diakonie entspricht auch einer gewissen Art von Selbstachtung. Man ist es sich im Grunde schuldig, auf den anderen zu achten.

Die ersten Christen leben diakonisch. Sie sind bekümmert über das Elend und kümmern sich. Eigentlich, so sagen sie, sind wir miteinander verbunden, ja verwachsen, sind wie Glieder an einem Leib, am Leib Christi. Sie können daher nicht sagen: Keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnung... das ist doch deren eigene Angelegenheit!, sondern: wo einer leidet, da leiden wir alle mit. Deine Beschädigung, liebe Schwester, lieber Bruder, beschädigt auch mich, deine Verletzung verletzt mich mit und tut auch mir weh. Wenn einer sein Kind schlägt, dann schlägt er auch mir ins Gesicht, und wenn einer einem Afrikaner in den Bauch tritt, dann trampelt er sehr grundsätzlich auf der Menschenwürde herum, auch auf meiner. Und wenn einer sagt: das ist natürlich alles schlimm geworden, aber eigentlich triffts uns ja nicht, dann muß ich sagen: das trifft mich sehr wohl. Jede Mißachtung der Menschenwürde zielt auch auf mich. Jeder, der einen Menschen und eines Menschen Ehre angreift, greift auch mich an. Und wenn mir das egal wäre, dann hätte man auch meine Selbstachtung schon mitzerstört.

Und wenn den Sozialhilfeempfängern etwas genommen wird und wir uns nicht mitbetroffen fühlen, dann geht man alsbald ans Arbeitsrecht und wird danach an die Renten gehen. Wenn die Rechte der wehrlosen Glieder der Gemeinschaft beschnitten werden und wir so handeln, als hätte es nichts mit uns zu tun, dann stehen die nächsten Übergriffe ins Haus. Wenn ein Körper sich nicht wie ein Körper verhält, wird er auch nicht mehr so

behandelt. Was nicht zusammenhängen will, wird noch weiter auseinandergerissen.
Diakonie ist barmherzig und politisch, und das eine ohne das andere ist sang- und klangloses Christentum.

Diese Erkenntnis kam vor rund 100 Jahren fast überfallartig über sie, über Leute wie den Hermann Friedrich Schmidt, den Wilhelm Teudt, den Hermann Alberts und andere, zutiefst erschrocken zunächst, daß ihre Wahrnehmung so lange gleichsam abgeschaltet war, bis die Eindrücke überwältigend wurden. Aber dann schrieben sie ihren Zeitgenossen mit unheimlicher Eindringlichkeit das Kellnerelend ins Stammbuch:

> daß es unter uns Menschen gibt, die in großer Zahl in jungen Jahren an Schwindsucht sterben, weil sie miserabel besoldet und ernährt werden, in viel zu kleinen, dunklen, feuchten Kammern zusammen mit anderen untergebracht sind, 14 Stunden und mehr am Tag arbeiten müssen, keine Feiertage haben, sondern - im Gegenteil - an diesen Tagen noch mehr schaffen müssen,

> daß es unter uns Menschen gibt, denen zugemutet wird, wie Alberts schreibt, "sich ihren Arbeitslohn in 5- und 10-Pfennigstücken wie ein Almosen zuweisen zu lassen",

> daß es unter uns Menschen gibt, die es sich kaum leisten können zu heiraten, bei denen sogar die Verbindungen zur Herkunftsfamilie fast regelmäßig zerreißen, weil weder Zeit noch Geld für so etwas wie eine private Existenz reichen,

> daß es unter uns Frauen gibt, die als Kellnerinnen und Zimmermädchen wie Freiwild behandelt werden, deren Arbeit, wie Alberts 1902 formuliert, zu einer Art "Vorstufe zur gewerbsmäßigen Unzucht" wird (um die Jahrhundertwende wurden in deutschen Großstädten Kellnerinnen im Schnitt 26,8 Jahre alt),

daß es das alles gibt, muß uns mitverletzen, das greift unsere Menschenwürde insgesamt an, das geht uns mit an die Ehre, wenn wir uns davon etwas bewahrt haben. Und manche haben das verstanden, auf sich bezogen und sich bewegen lassen. Eine ur-christliche Bewegung, die beherzigt: Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und wenn ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. Diese hundertjährige christliche Initiative appelliert an die Selbstachtung und an unser Rechtsgefühl, an Barmherzigkeit und Sozialpolitik. Die vielgelesene und von mir bereits zitierte Schrift von Hermann Alberts hieß "Sozialpolitik und Kellnernot".

Ein letztes Mal zurück zu den Anfängen.

Jesu Leiden und Sterben werden von den ersten Christen als Diakonie gedeutet, als überhaupt der Dienst Jesu uns zugute. Alternative Messianität: Jesus herrscht, indem er dient. Es ist folgerichtig, daß die Gemeinden zum Tische Gottes laden, zum Altar, um dieses größten Dienstes zu gedenken, des Leidens, Sterbens und Auferstehens Jesu. Im Abendmahlsgottesdienst hat Diakonie deswegen ihren ersten gemeindlichen Ort: die Armenspeisungen, die früheste Form gemeindlichen Armendienstes, findet im Gottesdienst statt. Gott versammelt an seinem Tisch und dient allen Menschen, die sich seinen Dienst gefallen lassen. Und vor 100 Jahren fing man in Frankfurt an, insbesondere auch die dazu einzuladen, die das Bild des zu Tische dienenden, leidenden Erlösers tragen, die mit Gott das Bild des Zu-Tische-Dienens teilen.

3. Vom Dienst zur Dienstleistung

Die Diakonie wird ihren Namensgebern, denen, die zu Tische dienen, wieder ähnlicher werden, wird einen Teil ihres Schicksals teilen: in dem Maße, in dem sie Dienstleistungscharakter annimmt.

Das Gastgewerbe ist die Dienstleistungswelt par excellence. Unsere Gesellschaft ist dabei, zu werden, was das Gastgewerbe schon lange ist, eine Dienstleistungsgesellschaft. Das wertschöpfende Produzieren wird mehr und mehr ausgelagert in Billiglohnländer, wir leisten uns immer mehr Dienstleistung. Auch in Bereichen, in denen es bislang ganz ausgeschlossen, weil wenig sozial schien, etwa im Bereich sozialer und gesundheitlicher Versorgung und in der Fürsorge, der Sozialhilfe. Klienten und Patienten werden zu Kunden, die sich etwas hinzukaufen können oder nicht, die sich einkaufen können in die Luxusklasse, in die mittleren Kategorien, in das Standard- und Billigangebot, in die 2-, 3- oder 4-Sterne-Sozialarbeit.

Im Gast- wie nun auch im Sozialgewerbe gibt es dann grundsätzlich dasselbe, z.B.

Dienstleistungsmanagement (und das betrifft Fragen wie Markterschließung, Wirtschaftlichkeit und natürlich Kundenorientierung - denn der Gast wie der Kunde sind bekanntlich "Könige", die sich sozusagen auf Zeit Menschen und deren Dienste kaufen können),

es gibt ein möglichst optimales *Zeit- und Ressourcenmanagement* - denn es muß einzig und allein Geld gemacht werden,

marketing-Orientierung, z.B. Imagekontrolle und Werbekonzeptionen, sollen die überlebensnotwendige Konkurrenzfähigkeit mitgewährleisten (es werden tolle Leistungspakete geschnürt - in aller Regel auf Kosten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter),

Modernisierungs- und Qualitätsmanagement nehmen Einfluß auf die Personalentwicklung (der Druck auf die Mitarbeiterschaften wächst: wo nur noch der Leistungs-output wichtig ist, kommt es vermehrt zu Personal-output).

Ohne allseitiges Management läuft nichts, manche Managementleistung ist auch wirklich zu bewundern. Und was wir bewundern, benutzt uns. Was uns neuartig bindet, setzt uns flexibel frei.

"Eine Dienstleistung", so definierte kürzlich Matthias Kreplin, "ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muß die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. - Häufig umfaßt der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern." Dienstleistung bedeutet doppelten Zerbruch: Zerbruch von Ganzheiten. Die berufliche Differenzierung im Dienstleistungsgewerbe wuchs ständig. Der eine Dienst zerfällt in viele kleine Dienstleistungen. Und es entsteht Zerbruch in der Beziehung von Häusern und Menschen.

Das Gastgewerbe hatte Dienstleistungselemente früher als andere gesellschaftliche Sektoren. Daher sind die Sozialberichte der alten Kellnerbünde, Köche- und Portierverbände, der Gasthausangestelltenverbände so lehrreich. Die kleinen lebens- und arbeitsweltlichen Blitzlichter aus dem "Kellnerfreund", dem zunächst kleinen missionarischen Blättchen, das in Frankfurt entstand: durch einen, der zuerst Kellner und dann Diakon war, Fritz Bayn; diese Blitzlichter werfen, wenn man sie bündelt, durchaus ein Licht auf die frühe Dienstleistungswelt und machen Vergleiche zwischen damals und heute reizvoll. In der heutigen Fachsprache würde man viele Beiträge aus den frühen diakonischen Schriften aktivierende Befragung oder teilnehmende Beobachtung nennen. Oder Seelsorgeprotokolle. Wenn man des Kellnerpfarrers Schmidt Aufzeichnungen über sein Gespräch mit einem sterbenden Kellner liest, in dem das ganze "Weh" eines Arbeitslebens noch einmal aufstöhnt, das verzweifelte Suchen eines Menschen nach sich selbst, nach seinem Sinn, in seinen letzten Augenblicken, dann ist einem jegliches psychologisches Schlupfloch verwehrt.

Viele der Probleme aus den Gründertagen des christlichen Dienstes für das Gastgewerbe sind prinzipiell noch da. Manches ist nicht nur ungelöst und anscheinend auch unlösbar, sondern sogar noch existentieller geworden. Etwa die Trinkgeldfrage, die fast immer in den frühen Schriften angesprochen wird. Das Trinkgeld annehmen zu müssen, hat demnach etwas Erniedrigendes. Aber einem das Trinkgeld zu verweigern, hat etwas ebenso Diskriminierendes. Die paradoxe Situation hat paradoxe Auswirkungen, macht Personal gern devot oder anmaßend - das wird schon vor hundert Jahren festgestellt. Auch dies: Trinkgeldbesoldung ist ungerecht, schon an und für sich - wenn die potentielle Trinkgeldeinnahme eingerechnet wird bei der Gehaltsfestsetzung; und Ungerechtigkeiten entstehen zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zwischen den Glücklicheren und den weniger Glücklichen. Wo Ungerechtigkeiten zum System gehören, sind Spannungen zwangsläufig. Sie verlagern sich freilich unter die, die eigentlich die Opfer sind.

Die alten Autoren, die Pastoren und die Diakone, die die christlichen Dienste für das Gastgewerbe begründeten, wünschten sich, die Menschen im Gastgewerbe hätten denselben festen Stand wie etwa Handwerker, um von den unwürdigen persönlichen Begleiterscheinungen des Dienstleistungsalltags wegzukommen: Handwerker hätten es wenigstens nicht nötig, die Hand aufzuhalten. Da täuschten sich die alten Herren. Das Handwerk hat's längst gelernt, und sogar die sog. Öffentliche Hand läßt sich offenbar gern etwas einlegen, sogar hier und da Bürgermeister und hohe Beamte. Solche, die ohnehin hohe Bezüge haben und viele Privilegien genießen. Trinkgeldmentalität fast überall. Der Sittenverfall, den die alten Autoren für das Gastgewerbe befürchteten, hat längst andere befallen. Und er wird sich weiter ausbreiten, je mehr unser öffentliches und privates Leben Service- und Dienstleistungszüge annimmt.

Die christlichen Vereine für das Gastgewerbe warfen früh auch die generative Frage auf, und die ist notvoll geblieben: von beiden Enden her betrachtet. Nach wie vor ist es so bei der Sorge um die Jungen: Die Häuser mit weniger Sternen bilden mehr aus als die mit vielen.

Bedrückender aber: wie es um die Sorge für die Alten steht. Das heißt, so richtig alt wird man auch heute offenbar gar nicht im Hotel- und Gaststättengewerbe. Die neuesten Studien zur Altersstruktur brechen jäh ab mit den 47-jährigen. Was älter ist, das verschwindet in der Statistik, kommt nicht mehr vor. Das Gewerbe setzt seine Leute also etwa mit Mitte 40 frei. Was wird mit den Älteren? Und wie bereiten wir die Jüngeren darauf vor?

Schon vor hundert Jahren beschrieben Pastoren und Diakone den Außendruck auf Gaststätten und Hotels, durch die sog. Firmenkuriere damals; denen wurden, um im Geschäft zu bleiben, ständig Vergünstigungen eingeräumt, ihr schlechtes Benehmen wurde hingenommen. Die Schilderungen von Pfarrer Schmidt sind diesbezüglich drastisch.

Der Außendruck ist heute nicht geringer. Reiseveranstalter anzuwerben und zu halten, heißt, Zugeständnisse einzugehen und Kompromisse zu schließen - zu Lasten der Mitarbeiterschaften. Die 38- oder 40-Stunden-Woche ist für sie nach wie vor in weiter Ferne. Eher sind 60-Stunden-Arbeitswochen üblich.

Die alten Schriften aus dem letzten Jahrhundert und aus der Jahrhundertwende: sie handeln vom

Zumutungscharakter dieser Arbeitswelt überhaupt und tun dies in Kategorien, die sich dem bloßen Zählen entwinden, dem reinen Quantifizieren entziehen. Sie bündeln in bemerkenswerter Weise Psychogramme und schaffen verallgemeinerungsfähige Problemprofile. Sie beschreiben häufig Menschen, deren Wahrnehmung sich verkürzt, weil sie immer nur von einem Tag zum andern leben. Deren Personenzuwendung punktualisiert ist - sozusagen. Der Moment ist immer wichtig. Sie beschreiben Menschen im Gastgewerbe und fragen offen und zwischen den Zeilen: wie kann jemand identisch bleiben, wenn man immer für andere da sein muß? Wie kann man in diesen Berufen leben und überleben, ohne amorph, gestaltlos zu werden, ohne sich aufzulösen in viele Einzelpersonen? Wie hält man das aus, es jedem recht machen zu sollen und sich selbst ganz zurückzunehmen? Wie hält man das aus, nicht normal reagieren zu dürfen auf Anmache durch Gäste, auf Launen, auf Selbstmitleid oder unerwünschte Lebensbeichten?

Daran hat sich auch dadurch nichts geändert, daß die Durchlaufzeiten der Gäste immer schneller werden. Das Inflationäre der Begegnungen fördert die Nahorientierung noch, das Denken und Handeln von Augenblick zu Augenblick, von Arbeitstag zu Arbeitstag.

Manches ist besser geworden. Die Stellenvermittlung im Gastgewerbe war, wie die alten Berichte klagen, wohl oft ein betrügerisches Geschäft. Die christlichen Vereine setzten sich daher für Schutzbestimmungen ein und ersetzten einen Teil des fragwürdigen Stellenhandels durch eigene informelle Dienste.

Nach wie vor erfreulich und auch fachlich wichtig ist das Grenzüberschreitende der Ausbildung und der Arbeit, eine traditionelle Internationalität. Ein Element von Verständigungs-, ja Friedensarbeit! Der gastronomische Austausch zwischen den Nationen gelang schon im letzten Jahrhundert erheblich besser als der der Politiker und der Generäle. In Frankfurt gibt es einen Austausch mit jungen israelitischen Köchen. Eine Chance, an die Wurzeln der biblischen Gastethik zurückzukehren und die Klärung der gegenseitigen Achtung freundschaftlich voranzubringen.

Und grundsätzlich gleichgeblieben sind die Laufbahnhäufigkeiten. Die meisten Führungskräfte in der Hotel- und Gaststättenbranche sind nach wie vor Aufsteiger aus den eigenen Reihen. Diese Aussicht entschädigt vielleicht für einige Risiken. Schon der Kellnerpfarrer Schmidt schrieb, daß in jedem guten Kellner der potentielle Hotelier stecke, daß jeder Kellner so ausgebildet werden müßte, "als ob er einst selbst ein Hotel zu führen hätte". Eine gescheite, vorausschauende Empfehlung.

Und damit komme ich zu meinem letzten Punkt:

4. Vom Sinn heutigen diakonischen Handelns für das Gastgewerbe

Sinn kann man nicht einfach einfordern, sondern muß ihn entwickeln vor dem Hintergrund gestaltgewordener Geschichte und im Horizont aktueller und künftiger Herausforderungen. Sinn bindet ein, fundiert Gegenwart, ermöglicht Zukunft.

Zur Einbindung in eine Geschichte: Die Anfänge der Frankfurter Christlichen Dienste im Gastgewerbe liegen im Westend-CVJM und sporadischen Andachtsangeboten für Kellner und in den mutigen, ja tollkühnen Initiativen einzelner - ich erwähnte schon den Kellner Friedrich Bayn, der durch die Schrift des Kellnerpfarrers Schmidt eine Art Bekehrung erfuhr, sich zum Diakon ausbilden ließ, einen christlichen Kellnerbund gründete und eine Zeitung, den "Kellnerfreund", drucken ließ. Die Gruppen- und Einzelinitiativen waren jeweils sowohl sozusagen geistliche Selbsthilfegruppen von Menschen aus dem Gastgewerbe selbst als auch Unterstützer- und Interessentengruppen von Vereins- und Kirchen-Christen, die auf die Lebensumstände im Gastgewerbe aufmerksam geworden waren. Die Gruppen- und Einzelinitiativen sammelten sich in einem "Komitee zur Pflege christlichen Lebens im Kellnerstande" und vereinigten die verschiedenen Stränge und ließen sie einmünden in den großen Strom der Inneren Mission. Dieses Komitee ist genau 100 Jahre alt. Es wollte seiner Arbeit einen räumlichen Ort geben, nachdem sie offenbar ihren Ort in der Wahrnehmung und den Herzen der Frankfurter Evangelischen gefunden hatte. Der alte Kronenhof entstand. Seine Geschichte steht in Broschüren. Die Zerstörung durch Bomben der Alliierten kam der inneren Verwüstung durch die geplante Enteignung durch die Nazis knapp zuvor.

Mit dem neuen Kronenhof kamen neue Menschen - so der Diakon Gerhard Mauthe - und neue Konzeptionen. Z.B. Bildungsseminare für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Gastgewerbe: und es gab derartiges im Kronenhof, lange bevor das Gastgewerbe mit seinen Dachverbänden die Notwendigkeit erkannte. Da war etwas Pionierhaftes in der Bildungsarbeit. Heute ist der ein Jugendwohnheim für Auszubildende in Gastronomieberufen und ein offenes Jugendzentrum, und die soziale Pädagogik bildet das Herzstück des Konzepts. Es ist Statutspassagen-Pädagogik, Lernen in einer Übergangssituation. Die jungen Menschen sind selber Grenzgänger, wenn sie nach Frankfurt kommen: zwischen Familie und Fremde, oft zwischen dörflicher, kleiner und städtischer, großer Welt, zwischen Schule und Ausbildungsplatz, zwischen Jugendlichsein und Erwachsenwerden, zwischen Ablösungen von alten Bindungen und Suchen nach neuen. Und zwischen mitgebrachten Orientierungen und all den Risiken und Chancen des Gastgewerbes, von denen ich sprach.

Statuspassagen sind die wichtigsten in jedem Leben, hier liegen oft schwierige Orientierungserfordernisse und geschehen entscheidende Prägungen. Hier werden Lebensmut und Lebenssinn je neu begründet - oder Unsicherheiten und Ängste. Weil diese Übergangsphasen so bedeutsam sind, begleitet die Kirche viele der wichtigsten Übergänge und wünscht Menschen für ihr verändertes Leben Glück und Gottes Segen, hat Rituale, die die diffusen Übergangsgefühle, das Hoffen und Bangen, ordnen können, die die zeitweise heimatlosen Affekte, den Zorn und die Trauer und die Leidenschaft und die Liebe auch, in sicherere Bahnen lenken und die die sich neu stellenden Sinnfragen - Wer bin ich eigentlich? Was bedeute ich eigentlich hier? Wozu bin ich nütze? - mit Perspektiven füllen wollen. Es geht darum, Menschen mit ihrer Vergangenheit zu versöhnen, wo notwendig, sie zu "gründen", und sie zugleich zu öffnen für den neuen Lebensabschnitt, es geht um Rückbindung und Losschicken; und auch wenn man die meisten Situationen, die auf Menschen in neuen Lebensphasen zukommen, gar nicht wirklich antizipieren, vorwegnehmen kann, weil jeder sie doch anders erlebt, so muß es doch darum gehen, Menschen so stabil zu machen, daß sie auch dem jeweils Neuen gewachsen sind, nicht in die Regression flüchten möchten: in die Lösungsmöglichkeiten aus der Kinder- oder Jugendvergangenheit. An Übergangsstationen geht es darum, Menschen zu stabilisieren u n d zu emanzipieren (D.Stoodt), beides in einem.

Auch die Diakonie begleitet Menschen an Übergängen, es sind nur andere Lebenslagen, als wir sie sonst in der Kirche begehen und begleiten. Und die Diakonie hat gewiß ihre eigene Liturgie und Sprache, aber es geht auch hier im Tiefsten ums Stabilisieren und Emanzipieren.

Im Kronenhof sollten die Auszubildenden für das Gastgewerbe insbesondere lernen, daß man auf Menschen eingehen kann, aber nicht in ihren Bedürfnissen aufgehen muß. Daß man auch im Umgang mit Chefs und mit Gästen viele stumme oder offene Verträge schließen kann, in denen die Klärung der gegenseitigen Achtung stattfindet. Daß man beziehungs- und freundschaftsfähig sein und bleiben kann, auch wenn die beruflichen Beziehungen inflationär werden. Daß man angesichts durchgestylt-gemanagten Lebens nicht verstummen muß, sondern sprach- und mitteilungsfähig bleiben kann. Daß Solidarität möglich ist, wo alles auf Konkurrenz ausgerichtet ist (interessanterweise empfehlen schon die alten Vereinsrechen der Kellnermission geistliche und politische Zusammenschlüsse). Daß es gegen die Äußerlichkeit, das Fassadenhafte des Gewerbes auch Gegengifte gibt: der alte Pfarrer Schmidt nennt "Ruhe, Umsicht, Geistesgegenwart"; ich möchte ergänzen: Bildung, Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis, die Kenntnis anderer Sprachen und Kulturen. Daß man in allen Entfremdungsgefährdungen eine Mitte haben kann, eine Würde, für die Gott steht, die Gott garantiert. Doch, der Kronenhof, der Bruder Fuchs und seine Mannschaft, haben zu tun. Sinnvolles. In großer Fülle.

Ich komme zum **Schluß**.

Die Diakone in der frühen Kirche hatten im Gottesdienst ein wichtiges Amt. Sie hatten die sog. stille Wacht über den Gottesdienst.

Es gibt einige alte Photographien aus den Gründertagen der christlichen Dienste für das Gastgewerbe; sie zeigen die damaligen Vereinsvorstände: Pfarrer, Diakone, engagierte Bürger und Kellner selbst. Und noch auf diesen alten vergilbten Photos fallen die Kellner auf. Alle anderen sitzen oder stehen einfach da; die Kellner aber haben Haltung. Sie sind mittendrin und stehen merkwürdig über der Szene. Als ob sie noch immer - wie in den Anfängen der Kirche - die stille Wacht darüber hielten.

Über den Geist des Hauses oder: Wenn der Herr nicht das Haus baut...

Referat bei der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart am 4. Juni 1997

Es gab Zeiten, da war die Rede vom Geist des Hauses mehr als eine Metapher. Die Alten hatten ein feines Gespür dafür, daß es Häuser gibt, die einen einladen, anheimeln, in denen man gern ist, in denen Atmosphäre zuhause ist, die auf die Menschen darin übergeht. Und daß es Häuser gibt ohne Ausstrahlung und Heimeligkeit, auch wenn man noch soviel nachbessert und umbaut; Häuser, die auf eine wissenschaftlich nicht darstellbare Weise die Menschen darin regelrecht krank machen können.

Könige und Kaiser und später reiche Bürger ließen sich prächtige Häuser bauen, in die sie nie einzogen, weil der Geist des Hauses nicht stimmte, sich nicht einstellen wollte. Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.

Diese Weisheit, die aus dem alten Israel herüberklang, nahmen sich insbesondere diejenigen Baumeister zu Herzen, die das Größte und Schönste, das Materiellste und Frömmste gebaut haben, das unsere abendländische Kultur je hervorgebracht hat: die Dome und Kathedralen. Die mittelalterlichen Dombaumeister wußten und sagten: Der Geist baut mit. Sie wußten und sagten: Alles Große entsteht aus Handwerk und Inspiration.

Und sie bauten kühn dem Himmel entgegen, erschlossen sich den freien Raum, überspannten ihn, spannten ihre Bögen und zogen ihre Türme in schwindelnde Höhen und ließen das Licht durch sie hindurchfallen, so hineinfallen, daß das Licht die schweren Steine zu tragen schien.

Vieles entstand vor Ort, Detailentwürfe wurden in den Sandboden der Baustelle geritzt, verworfen und verwischt und neu gezogen. Inspiration erwuchs aus dem Gespräch mit Ort und Material und verwandelte Ort und Material. Zwischen den alten Baumeistern und ihren Steinen war ein organismischer Dialog. Und sie gestalteten noch die dem Menschaugen unzugänglichen Teile ihres Gebäudes kunstvoll aus: ihr Tribut an den, dem sie ihre Inspiration dankend zuschrieben.

Die meisten dieser hochgebauten Wunderwerke aus Handwerk und Inspiration hielten tatsächlich stand. Trotz all des hineingebauten Freischwebenden und Luftigen. Nachrechner, nachmessender Verstand scheitert heute gelegentlich noch ohnmächtig am Verstehen dieses Stehenbleibens. Manche Dome und Kathedralen hielten es aus, daß sie als Steinbruch benutzt wurden, ausgeschlachtet wurden; manche hielten sogar den Bomben dieses Jahrhunderts stand.

In den mittelalterlichen Dombauhütten erfanden sie die Stufenfolge Lehrling - Geselle - Meister. Weil Meisterschaft höchst selten unvermittelt da ist, sondern aus handwerklichem und spirituellem Wachstum wird. Solches Wachsen muß man mit sich ebenso geschehen lassen, wie man es zugleich lernen wollen kann. Meisterschaft erlangt man nicht durch Aussitzen oder weil man irgendwann einmal dran ist, sondern wenn Handwerk begnadete Züge trägt, den genialischen Einfall, wenn der Geistesblitz ins Handwerk fährt, dabei keineswegs das Handwerkliche ersetzt, sondern es in eine neue Dimension hebt. Und deswegen hatten die Übergänge vom Lehrling zum Gesellen und vom Gesellen zum Meister etwas Ausgelassenes und etwas Weihevolltes, quasi Gottesdienstliches. Mit der Ausgelassenheit ging man auch aus dem alten Menschen heraus und mit dem Gottesdienstlichen ließ man die freigewordenen Räume durch Inspiration ausfüllen.

Es gab nicht so ferne Zeiten, da mußten die Meister eine besondere Sprachkultur verkörpern, mußten noch dichten und mitunter sogar singen können, mußten das Leben und ihr Handwerk in gutes Sprechen, in schöne Sprache fassen können. Was nicht in schöne Worte zu fassen ist, wird nicht schön. Worüber ich nicht gut sprechen kann, das bedeutet auch nichts, mir und den andern auch. Und sprechend laden wir Geist ein, in uns zu wohnen. Denn: Was ich nicht sagen kann, kann ich auch nicht denken - sagt Wittgenstein.

Wir sind an solchem Wissen ärmer geworden. Verkümmert. Vieles ist am alten handwerklichen, eigentlich baumeisterlichen Ethos bloß formalisiert übrig geblieben.

Warum ich hier und jetzt an den alten Bibelspruch und an die alten Handwerkerweisheiten erinnert habe?

Weil ich davon überzeugt bin, daß auch in der Hotellerie und in gastgewerblichen Berufen Handwerk und Inspiration zusammenkommen müssen. Daß der Geist des Hauses damit zusammenhängt, wie Handwerk und Geist beieinander sind. Vieles ist solides, verlässliches Handwerk. Zum Beispiel Ernährungslehre. Die muß man können. Auch wie ein Tisch gedeckt wird, ist Handwerk - aber dann möglicherweise auch schon mehr. Die Idee, der gute Einfall, die Inspiration kommen hinzu und verwandeln das Solide in das Besondere.

Es ist gut, daß hier an die alte Tradition der kirchlichen Begleitung wieder angeknüpft werden soll, die kirchliche Begleitung für Menschen im Gastgewerbe. Denn auch in diesen Berufen fängt man als Lehrling an und kann es zur Meisterschaft bringen - und geistlose Meisterschaft ist umsonst und trostlos. Berufsanfänger sollten hören und erfahren können, daß der Geist mitbaut, daß der Geist Gottes nichts ist, was irgendwo abstrakt zwischen Himmel und Erde hängt oder in unseren Hirnen, sondern schon immer Gestalt gewinnt, Form und Format, große Häuser bauen kann, Gotteshäuser, Menschenhäuser, Gasthäuser. Daß ein Buffet eine Creation sein kann, daß Servieren nicht nur routiniertes Handwerk, sondern eine menschenfreundliche Liturgie sein kann, eine stumme und ebenso beredete Erinnerung daran, daß Gottes gute Gaben Achtsamkeit verdienen.

Die kirchliche Lehrlingsbegleitung ist gut, weil Handwerk und Inspiration nach Versprachlichung streben. Der gute Geist des Hauses hat eine Sprache. Der Ungeist auch. Es ist gut, mit jungen Menschen heute zu sprechen und sie behutsam wieder selbst zum Sprechen zu bringen. Wenn christliche Arbeit gut gelingt, spricht man anders von sich und von den Dingen und miteinander.

Und es ist besonders wichtig, an den Übergängen dabei zu sein, wenn aus Lehrlingen Gesellen werden, damit

zum Ausgelassensein des Losgesprochenwerdens das hinzukommt, was von altersher ebenso wichtig war: das uns im Letzten Dienliche, das Gottesdienstliche.

Über das Haus, den Gast und die Diakonie

Unser Glaube beginnt eigentlich unbehaust. Es ist ein Glaube, der durch die Wüsten zog. Nomadenglaube. Der Vater des Glaubens, Abraham, zog mit seiner Sippe und seinem Vieh von Wasserstelle zu Wasserstelle. Er weiß sich von Gott auf einen langen Weg geschickt, und er weiß, daß sein Gott mit ihm unterwegs ist.

Die ersten Gebete und Glaubensbekenntnisse wurden nicht in Häusern gesprochen, nicht in Wohn- und Bethäusern; die urtümlichen Bekenntnisse hallten durch die Wüsten und Steppen und wurden vom Wind verweht. "Der Herr gebe dir weiten Raum!" war der Segenswunsch jener Tage. Die Welt war offen. Gottes Welt halt. Menschen in Bewegung stoßen überall auf Gottes Spuren. Jede Quelle auf dem unendlich langen Marsch, jeder Brunnen, jede Oase: ein Stück Gnade Gottes. Alte Gottesnamen zeugen noch davon: Gott, der Brunnquell aller Güte. Das Gelobte Land war ja nicht am Wasser gebaut; also lebten die Kleinviehnomaden von den Quellen und Brunnen. Das Volk lernte früh, aus der Tiefe zu leben. Es sind tiefsinnige, tiefgründige Nomaden, die uns in den ältesten Teilen der Bibel begegnen. Sie wußten, daß Gottes Güte vom Himmel regnet und aus der Tiefe sprudelt, daß sie in Gottes Welt von allen Seiten von seiner Güte und Gnade umgeben sind, daß Gott in der Höhe und der Tiefe ist.

Die Regeln der Gastfreundschaft wurden in den Zelten der Nomaden erfunden, die Rituale der Aufnahme, der Begrüßung, der Beherbergung, des Schutzes. Daß der Gast etwas Heiliges sei, etwas, das uns Gott über den Weg schickt, glaubte man, und es war Ehrensache, daß der Gast sicher ruhen und schlafen konnte unter dem Dach des Zeltens. Unsere Gast-Ethik kommt aus den Zelten, die auf uns gekommenen Konzeptionen der Gastfreundschaft sind älter als die Häuser.

Für die umherziehenden Menschen gab es auch schon so etwas wie Herbergen, aber noch keine aus Stein. Es waren umfriedete, umzäunte Orte, in denen man einigermaßen sicher war, in denen man im Freien schlief und in denen man nicht allzu lange blieb. Es waren keine Verweilorte, sondern eben nur Stationen.

Nicht zufällig sagen wir, der heutige Mensch, vor allem in der Geschäftswelt, sei ein moderner Nomade. Auch er verweilt kaum noch. Die uralte Unruhe ist längst wieder aufgebrochen. Wir haben wieder den Gast, der doch kein Gast ist, weil er keine Zeit hat, wirklich unser Gast zu werden. Einer, der nicht verweilen kann. Die Alten sahen in solchem Umgetriebensein ein Gleichnis für die Flüchtigkeit des Lebens. Wir denken uns nichts mehr dabei, wenn unser Leben mehr und mehr zur Summe flüchtiger Begegnungen wird. Die Menschen, die in solchen modernen Durchgangswelten arbeiten, sind gefährdet: sie befinden sich in einer bestimmten Spielart der Lebensgefahr - daß sich nämlich ihre Persönlichkeit mit verflüchtigt.

Anders in den Zelten, aus denen unsere Gastkultur kommt. Dort wurde man auf Zeit ein Teil der Gemeinschaft. Und in den meisten Nomadenfamilien wurde man zuerst aufgenommen und dann erst - meist nach der Mahlzeit, in manchen Stämmen oft erst nach Tagen - gefragt, wer man sei. So selbstverständlich war die Aufnahme. Und selbstverständlich war das Recht des Gastes, seine Integrität. Wer das Gastrecht verletzte, war für alle Zeiten verfehmt. Der Frevel an den Gästen in Gibeon hätte dem Stamm Benjamin fast die Existenz gekostet. Der gute und der üble Leumund zogen mit durch die Wüste, gingen einem voraus und folgten einem nach, wurden zum Weg-Begleiter.

Und der Gast achtete die Integrität der Gastgeber, die Regeln der Familie, den alten Nomadengott, der mit seinen Leuten wanderte, und vor allem auch die Würde der Frauen. Das Gastrecht gründete auf *gegenseutigem* Respekt.

Die Schriften, die vor rund 100 Jahren erstmals zahlreich erschienen und sich mit dem Elend der Kellnerinnen und Kellner befaßten, Schriften aus der Inneren Mission und ihrem Umfeld, waren voller Erschrecken und Scham: darüber, wie sehr dieses Recht auf gegenseitigen Respekt in unseren sich so zivilisiert dünkenden Breiten aus der Balance geraten war. Diese Sozialreportagen aus dem Gastgewerbe des 19. Jahrhunderts gehen einem noch heute unter die Haut, sie zeichnen ein Bild von Menschen, die in einem nahezu rechtsfreien Raum lebten und arbeiteten, zwischen Wirtsleuten und Gästen - und von beiden gedemütigt und verbraucht.

Hermann Friedrich Schmidt, Wilhelm Teudt, Hermann Alberts und andere schrieben ihren Zeitgenossen mit unheimlicher Eindringlichkeit das Kellnerelend ins Stammbuch:

> daß es unter uns Menschen gibt, die in großer Zahl in jungen Jahren an Schwindsucht sterben, weil sie miserabel besoldet und ernährt werden, in viel zu kleinen, dunklen, feuchten Kammern zusammen mit anderen untergebracht sind, 14 Stunden und mehr am Tag arbeiten müssen, keine Feiertage haben, sondern - im Gegenteil - an diesen Tagen noch mehr schaffen müssen,

> daß es unter uns Menschen gibt, denen zugemutet wird, wie Alberts 1902 in seiner Schrift "Sozialpolitik und Kellnernot" schreibt, "sich ihren Arbeitslohn in 5- und 10-Pfennigstücken wie ein Almosen zuweisen zu lassen",
> daß es unter uns Menschen gibt, die es sich kaum leisten können zu heiraten, bei denen sogar die Verbindungen zur Herkunftsfamilie fast regelmäßig zerreißen, weil weder Zeit noch Geld für so etwas wie eine private Existenz reichen,
> daß es unter uns Frauen gibt, die als Kellnerinnen und Zimmermädchen wie Freiwild behandelt werden, deren Arbeit, wie Alberts formuliert, zu einer Art "Vorstufe zur gewerbsmäßigen Unzucht" wird (um die Jahrhundertwende wurden in deutschen Großstädten Kellnerinnen im Schnitt 26,8 Jahre alt).

Unter dem Eindruck dieser entwürdigenden Wirklichkeit entstand der kirchliche Dienst im Gastgewerbe. Er half den Menschen im Gastgewerbe, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam stärker zu sein. Damals entstanden die Kellnerbünde, Köche- und Portierverbände, der Gasthausangestelltenverbände. Und der kirchliche Dienst im Gastgewerbe versuchte, auf die Hoteliers und Wirte einzuwirken: Der gute Wirt schützt seinen Kellner, seine Kellnerin, vor Übergriffen, läßt sich nicht die Würde seiner Mitarbeiter abkaufen. Das war im letzten Jahrhundert und noch nach der Jahrhundertwende noch einmal der respektable Versuch von Christen, das alte Gastrecht anzumahnen, das auf gegenseitiger Achtung beruht. Denn letztlich nur so kann man in Wüsteneien miteinander unterwegs sein. Das könnten wir noch und wieder lernen von denen in den Zelten.

Die wurden eines Tages - wie wir sagen - seßhaft. Aus wandernden Kleinvieh-Nomaden wurden seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter. Sie haben den Hirtenstab mit dem Pflug vertauscht und das Zelt mit der Hütte und dann dem Haus. Und sie haben ihr Vieh angepflockt und eingezäunt. Als sie das Land kultivierten, sich Acker- und Weideland schufen, haben sie zum ersten Mal die vorfindliche Welt nicht einfach hingenommen, wie sie sie vorfanden, sondern sie haben sie auf sich und ihre Bedürfnisse hin geordnet. Sie wurden gewissermaßen zu Weltarchitekten.

Und mit dieser Art der Landnahme geschah noch etwas, das die Welt danach für immer verändert hat. Die seßhaft gewordenen, behausten Menschen reklamierten ein Stück Welt als Eigentum, beanspruchten Besitzrecht. Die jüdischen Stämme leiten es noch vom Besitzrecht Gottes ab, fühlen sich wie seine Pächter. Am Anfang lösen sie das Land unter den Stämmen aus. Noch haben sie die Erde, als hätten sie sie nicht. Das ändert sich später im Bewußtsein der meisten, sonst hätte es nicht so vieler sozialer Gesetzesvorschriften bedurft.

Der pflügende und einzäunende Mensch überzieht fortan die Welt, die nun seine Welt ist, nach seinem Muster; nach der Logik des Pfluges überzieht er die Welt und nach der des Weidezaunes.

Die Zelte, in denen sie vormals lebten, mußten noch auf Sand gebaut sein: um die Pflöcke im lockeren Sand versenken zu können und um danach rasch abbauen und weiterziehen zu können. Als sie anfangen, Häuser zu bauen, wurde ihnen alles, was auf Sand gebaut ist, zutiefst verdächtig. Feste Häuser brauchen festen Grund.

Alles wird anders mit dem Hausbauen. Lebensgefühl, Weltwahrnehmung, Weltverhältnis.

Nicht alle israelitischen Stämme machen mit. Die Rechabiten verschmähen das Hausbauen noch lange. Sie hätten Häuser bauen können - das Know how und das Material waren da. Aber sie wollten eigentlich nicht. Noch nicht. Das ist eine Merkwürdigkeit, die auf der Erde vielerorts zu sehen ist: daß die Menschen eigentlich erst zu erstaunlich später geschichtlicher Stunde mit dem Hausbauen begannen. Sie hätten es früher gekonnt. Mit Witterungsveränderungen hing die neue Lebensform wahrscheinlich nicht ausschließlich zusammen.

Es gibt manche gelehrte Theorie darüber, was die Menschen wohl zum Hausbauen brachte. Eine besagt: ein Haus, das ist ein umbauter Hohlraum, ein künstlicher Hohlraum, den wir der Welt abzwängen; und die Menschen mußten sich ihrer erst bewußt werden, eine Trennung zwischen einer inneren und einer äußeren Welt vollziehen können. Vorher hatte die Welt kein Innen und kein Außen für sie. Irgendwann teilten sie die Welt in zwei Sphären: sie sparten sich einen eigenen Raum aus, in dem nichts war außer ihnen selbst, ein Raum, wo das beanspruchende, vereinnahmende Anbränden der Welt aufhören kann. Das Haus: ein Ort, um IN der Welt die ganze Welt von sich abfallen lassen zu können. Es gibt schlimme Tage, an denen man, wenn man die Haustür hinter sich zuwirft, diese ertümlichen Bedürfnisse sehr wohl versteht. Das Haus als Fluchtpunkt - auch der Seele. G e r a d e die Seele braucht ein Haus.

Vielleicht war das also der Grund für die Häuser: der Mensch hat die Offenheit der Welt nicht mehr ausgehalten. Immerhin waren die ersten Häuser noch unverschlossen - ein Stück Erinnerung an eine alte, ertümliche Weltoffenheit, die dann abhanden kam. Auch an das Bemühen, die alte Gastethik aus den Zelten in die neuen Häuser hinüberzuretten.

Eine andere Theorie über die Anfänge des Hausbaus: Häuser wurden nötig, nachdem die Menschen zu einer ihrer größten Kulturleistungen fähig wurden, zur Scham. Häuser bauten sie, um sich zu bedecken, zu verhüllen, um ihr Zeugen und ihr Sterben zu verhüllen, als sie definitiv kultiviert waren und wußten, daß sie zur Lust verurteilt sind, wie sie zum Sterben verurteilt sind.

Tatsächlich war das alte israelitische Haus eine Behausung für die Lebenden und die Toten. Von Samuel oder Joab z.B. berichtet die Bibel, wie sie in ihrem Haus in der Nähe der Feuerstelle begraben wurden. Das Bett über der Erde und das Bett unter der Erde wurden vom Haus überspannt. Wo der Mensch sich zum Schlafen hinlegte, dort legte er sich auch zum Sterben hin; und wenn er gestorben war, wurde er nur ein wenig tiefer hineingelegt. Der Tote und der Tod hatten nichts Schreckliches, und man konnte getrost mit ihm, als Grundlage gewissermaßen, leben, lieben, zeugen und seinerseits sterben.

Vielleicht baute einstmal der Mensch sein Haus, so glauben manche, einfach nur, um sein Feuer am Brennen zu halten; um einerseits das Feuer zu domestizieren, daß es nicht ausufern, nicht zum Flächenbrand werden kann, daß es beherrschbar bleibt; und um es andererseits zu schützen. Tatsächlich war auch in Israel der Herd das Herzstück des Hauses; tatsächlich scheint es, daß Häuser im Grunde um die Feuerstelle herum gebaut wurden. Jedes Haus hatte ursprünglich ein wärmendes Zentrum, ein heißes Herz. Was für eine schöne Metapher! Das wärmende Herz des Hauses: nicht weit entfernt vom Geist des Hauses.

Als die Menschen in Häuser umzogen, wurde das Leben sicherer und konfliktreicher. Weil gebunden: Es gibt erstmals richtiggehende, dauerhafte Nachbarschaft. Und damit auch Nachbarschaftskonflikte, Grenzstreitigkeiten, Erbgeschichten. Menschen, die in Häusern nebeneinander wohnen, können sich nicht mehr so leicht aus dem Weg gehen.

In Deutschland sind jedes Jahr über 400.000 Prozesse zwischen Nachbarn anhängig.

Die entstehenden Gasthäuser verbinden den sichernden Vorzug des Hauses und die Erinnerung an alte Ungebundenheit. Sicherheit und Freiheit.

Als die Menschen sesshaft wurden in Häusern, bauten sie auch ihrem Glauben ein Haus und lockten Gott aus dem Zelt und von den Bergen, wo sie ihn zuvor anbeteten, in ein Haus. Auch das schöne Haus, das sie Gott bauten, war lange ein Streitpunkt: die alten Gottesmänner, die dem traditionellen Wüstenglauben, dem einfachen Glauben, verbundenen Propheten, mochten sich mit dem herrlichen Gotteshaus, dem Jerusalemer Tempel, nicht recht anfreunden. Der behauste Gott könnte zu verfügbar werden, bedient von professionellen Hausverwaltern, Gotteshausverwaltern. Häuser entwickeln eben ihre Hausordnungen, religiöse und profane, und manche dienen eher der Bemächtigung des Bewohners, des Gastes, als dem hehren Zweck. Domestizierung - vom lat. domus, Haus - nennt man zurecht allerlei Unterwerfungsvorgänge.

Der Gast im fremden Haus ist im Grunde ein unterworfenen König, und die Herren und Verwalter des Hauses dienen und herrschen in einem, und sei's manchmal sehr subtil.

Als die ersten Christen versuchten, Jesus auf den Begriff zu bringen, griffen sie auch nach dem Wort diakonos, Tischdiener: Jesus herrsche, indem er diene. Kirchlicher Dienst im Gastgewerbe, evangelische Diakonie als Dienst an Dienenden ist nicht nur sprachlich doppelbödig: Christen müßten im Gespräch mit Menschen, die heute zu Tische dienen, gute Anknüpfungspunkte und Veranschaulichungen finden. Und Menschen im Gastgewerbe müßten sich von diakonischen Menschen verstanden fühlen können - in einer selten bedachten Tiefe. Einer des andern Gleichnis.

Das nach beiden Richtungen, nach innen und außen, offene Haus wurde zum Sinnbild christlichen Dienstes. Diakonie war: Menschen-Aufnehmen und Zu-Menschen-Gehen. Beherbergen und Besuchen. Bis heute ein Grundmuster aller Diakonie.

Jesus hat kein Haus, aber er läßt sich beherbergen. Jesus ruft seine Jünger aus der Sicherheit ihrer Häuser heraus - und schickt sie in andere Häuser. Mit Häusern leben, in die sich Menschen einmauern, in denen sie sich voreinander verschanzen - und zugleich die Überzeugung leben: Wir haben hier keine bleibende Stadt. Und: Ich bin ein Gast auf Erden. In Häusern wohnen und wissen, daß man unterwegs ist, gesandt ist, herausgerufen. Die Sicherheit des Hauses nutzen, ohne sich abzuschließen, zu verschließen, sich auszuschließen. Der christliche Gottesdienst zieht anfangs von Haus zu Haus - wie einstmal die Stämme von Quelle zu Quelle zogen. So kommt beides zusammen: das Feuer wird bewahrt und zugleich weitergetragen.

Das heutige Hotel hat eine seiner Wurzeln im Hotel Dieu, im Hotel Gottes, wie das christliche Hospiz zeitweilig genannt wurde. Es waren Herbergen, bergende und oft auch verbergende Häuser für Arme, Obdachlose, Kranke, Sterbende, Alte, körperlich und geistig Behinderte, Blinde, Stumme, Taube, Epileptiker und für ganz normale Reisende und Wallfahrer - für alle ohne Unterschied. Unsortierte Menschen. Alle waren sie Reisende, unterwegs zum Tode: die einen lediglich sichtlicher als andere, die noch ein paar Stationen mehr vor sich

hatten. "Ein Tag sagt es dem andern: mein Leben sei ein Wandern zur ewigen Seligkeit", war das Lebensgefühl.

Der alte Glaube wußte: Wer den Gast abweist, weist Jesus zurück. Jeder wurde deswegen begrüßt, als ob der Herr selber zu Gast käme, also mit höchster Ehrerbietung. Und die Wunden wurden mit größter Hingabe behandelt, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wiedergutzumachen. Entfernt haben heutige Urlaube in schönen Hotels etwas Kathartisches, etwas von Wiedergutmachung, die einem das Leben eigentlich schuldet, etwas von Versöhnung mit der Welt, von einem Ausgleich, den ich verdient habe.

Jedes Hospiz hatte ein heißes Herz: zentral und von überall gut sehbar war der Altar, dem man als Gast seine Referenz erwies. Wolf Wolfensberger, der bedeutende Erforscher der Geschichte des Hotels Gottes und der stationären Hilfen, beschreibt, was sich daraus entwickelte: wie sich die Linien ziehen lassen vom helfenden Haus etwa zum strafenden Haus, dem Erziehungshaus, dem Zuchthaus, oder eine andere Linie bis zum profanen Hotel. Wo der Altar war, ist bei der einen Linie die Rezeption, der Empfang; oder bei der anderen Linie das Beobachtungsrondell, die Kontrollnabe, von der aus die Gänge und Zellen einsehbar sind. Die Sozialgeschichte der stationären Einrichtungen ist voller Merkwürdigkeiten. Und zeigt, wie heute sehr unterschiedliche Häuser zusammenhängen, die alte Ambivalenz und Gefährdung des Hauses.

Im 18. und 19. Jahrhundert hatten wir im evangelischen Raum eine große Erweckung, vor allem auch eine diakonische. Wiederum geht es dabei zentral ums Haus. Brüderhäuser und Mutterhäuser wurden Zentren der Sozialausbildung, des diakonischen Handwerks, und der diakonischen Spiritualität. Und den in der neuen Industrieland entwurzelt, die ihre Dörfer und Häuser verlassen hatten und in den Industriemetropolen ihre Arbeitskraft verkauften, die bei Invalidität und Krankheit rechtlich völlig ungeschützt waren, denen wurden Häuser der Hilfe angeboten: Waisenhäuser, Siechenhäuser, Rettungshäuser. Und im Bild des Gewächshauses, des Pflanzenhauses, fand diakonische Spiritualität ihr sprechendstes Gleichnis.

So sagte vor rund 100 Jahren der Stuttgarter Oberhofprediger von Gerok bei der Einweihung einer evangelischen Herberge für Fabrikarbeiterinnen: "Unser liebes Land Württemberg heißt ja mit Recht ein Garten Gottes, reich nicht nur an Blumen und Früchten, an Korn und Obst und Wein, sondern auch reich an Pflanzungen christlicher Nächstenliebe, an Früchten thätiger Barmherzigkeit. Unsere gute Stadt Stuttgart wächst fröhlich heran und baut nicht nur neue Häuser und Straßen, Villen und Fabriken, sondern sie vergißt auch nicht die geistigen Pflanzungen, die fürs gemeine Wohl dasselbe sind, was frische Brunnen und grüne Baumpartien für die leibliche Gesundheit: sie gründet wohlthätige Anstalten und gemeinnützige Vereine in immer neuer Folge. Nun, verehrte Versammlung, in diesem Blumengarten thätiger Menschenliebe hat sich uns heute eine neue, ebenso seltene als schöne Blume erschlossen; unter diesen Pflanzungen hilfreichen Erbarmens ragt unsere Herberge für Arbeiterinnen hervor wie ein hoffnungsvoller Baum..."

Kritischer Geist mag sagen: dieses Gewächshaus war gleich neben der deutschen Gartenlaube. Aber wieviel Weisheit, was für ein gescheitertes Kirchen- und Diakoniebild, steckt in der Idee: diese geistigen Pflanzungen seien für das gemeine Wohl dasselbe, was frische Brunnen und grüne Baumpartien für die leibliche Gesundheit seien! Wo die Einsicht in solche Zusammenhänge verlorengeht, verlieren wir uns in verwildertem Terrain, im sozialen Dschungel. In unseren Tagen rückt er wieder bedrohlich näher.

Auch die Lehrlinge im Gastgewerbe kamen meist vom Lande und waren in der Stadt so ziemlich allem ausgeliefert, was sie beschädigen konnte; um sie, die Jüngsten im Gastgewerbe, kümmerten sich die christlichen Initiativen mit Vorrang, boten ihnen Häuser, um zu wachsen und zu lernen. Mancherorts in Deutschlands gibt es diese christlichen Lehrlingsheime für das Gastgewerbe noch. Und in ihnen geschieht noch heute segensreiche Arbeit.

In die Gasthäuser für die, die in den Gasthäusern arbeiten sollten, pflanzte man noch ein Muster ein, das ursprünglich mit dem Haus verbunden war, und die Verbindung hatte sich damals schon mehr und mehr aufgelöst: das familiäre Muster. Die diakonischen Häuser wurden geleitet von Hausvätern und -müttern, Brüdern und Schwestern. Diakonische Wahlverwandtschaft, Familienkultur für Menschen, die in einem Alter, in dem sie sehr verletzlich sind, aus ihren Familien weggehen mußten.

Und für die Ausgewachsenen entstanden z.B. christliche Kellnerbünde mit eigener Korrespondenz, mit eigener Zeitung, eigenen Netzwerken. Zur Aussprache und gegenseitigen Hilfe. Um etwa die Stellenvermittlung selbst in die Hand zu nehmen. Das war seinerzeit oft noch ein wüstes, betrügerisches Geschäft mit Menschenhandelszügen. Pfarrer und Bürger fingen an, sich für die Belange der Gaststättenberufe einzusetzen. Eine kleine soziale Lobby entstand.

Oder: Kellner lernten zu predigen (seelsorgerlich mußten sie meist nicht allzu viel hinzulernen, denn ein guter

Kellner hat etwas von einem Seelsorger) und fingen an, sich zu Diakonen ausbilden zu lassen und nahmen das Sorgen um die Menschen im Gastgewerbe selbst in die Hand. Sie sagten, genauer wissend und verstehend, als es andere gekonnt hätten, wie die dienstbaren Geister des Hauses und der Geist des Hauses zusammenhängen, und was das konkret heißt: Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen.

**Es gibt auch heute noch viel aufzubauen
Oder: der Bruder Binder wird reichlich zu tun haben**

Junge Menschen im Gastgewerbe: Ihre Probleme treten bei näherer Betrachtung deutlich zutage. Es sind häufig junge Menschen, deren Wahrnehmung sich verkürzt, weil sie immer nur von einem Tag zum andern leben können, von einer Anforderung zur nächsten. Deren Personenzuwendung punktualisiert ist - sozusagen. Der Moment ist immer wichtig. Die Durchlaufzeiten der Gäste werden immer schneller. Das Inflationäre der Begegnungen fördert die Nahorientierung noch, das Denken und Handeln von Augenblick zu Augenblick, von Arbeitstag zu Arbeitstag.

Die aktuell vorfindlichen Fragen sind die alten: wie kann jemand identisch bleiben, wenn man immer für andere da sein muß? Wie kann man in diesen Berufen leben und überleben, ohne amorph, gestaltlos zu werden, ohne sich aufzulösen in viele Einzelpersonen? Wie hält man das aus, es jedem recht machen zu sollen und sich selbst ganz zurückzunehmen? Wie hält man das aus, nicht normal reagieren zu dürfen auf Anmache durch Gäste, auf Launen, auf Selbstmitleid oder unerwünschte Lebensbeichten?

Ich glaube, der kleine Spaziergang durch die Sozialgeschichte des Hauses und der alten biblischen Gast-Ethik hat angedeutet, worum es inhaltlich gehen könnte, wenn sich Kirche und Diakonie jungen Menschen im Gastgewerbe zuwenden:

Wir sind es ihnen schuldig zu sagen und zu zeigen, daß man auf Menschen eingehen kann, aber nicht in ihren Bedürfnissen aufgehen muß.

Daß man auch im Umgang mit Chefs und mit Gästen viele stumme oder offene Verträge schließen kann, in denen die Klärung der gegenseitigen Achtung stattfindet. Daß man beziehungs- und freundschaftsfähig sein und bleiben kann, auch wenn die beruflichen Beziehungen inflationär werden.

Daß man angesichts durchgestylt-gemanagten Lebens nicht verstummen muß, sondern sprach- und mitteilungsfähig bleiben kann.

Daß Solidarität möglich ist, wo alles auf Konkurrenz ausgerichtet ist. Das Trinkgeldsystem ist ja nach wie vor ungerecht, nicht nur wegen der Einbeziehung in die individuelle Einkommensberechnung, sondern auch, weil es innerhalb von Mitarbeiterschaften Ungleichheiten und Konkurrenzen fördert. Oder auch auf Solidarität zwischen den Generationen wird zu achten sein (es ist doch auffällig, daß man kaum mehr Hausdamen über fünfzig antrifft). Was wird eigentlich mit den Älteren im Gastgewerbe?

Wir sind es den jungen Leuten schuldig, ihnen zu sagen, daß handwerkliche Selbstachtung wichtig ist, daß die einerseits verlockende McDonaldisierung der standardisierten Nahrungsaufnahme aus möglicherweise inspirierendem Handwerk eine neue Spielart serieller Fabrikarbeit macht. Der Umgang mit Automaten automatisiert Menschen. Und macht sie schließlich immer mehr ersetzbar.

Wir sind es den jungen Leuten schuldig, ihnen zu sagen, daß es gegen die Äußerlichkeit, das Fassadenhafte des Gewerbes auch Gegengifte gibt: der berühmte Kellnerpfarrer Hermann Friedrich Schmidt nannte vor hundert Jahren "Ruhe, Umsicht, Geistesgegenwart"; ich möchte ergänzen: Bildung, Beobachtungsgabe, Menschenkenntnis, die Kenntnis anderer Sprachen und Kulturen. Gutes Handwerk und Offenheit zur Inspiration. Dann sind sogar die Laufbahnchancen im Gastgewerbe gut.

Und daß man in allen Entfremdungsgefährdungen an Orten flüchtiger Begegnungen, in der Gefahr der Persönlichkeitsverflüchtigung eine Mitte haben und behalten und bewahren kann, eine Würde, für die Gott steht - und für die der Diakon eintreten will, der hier den Dienst tut.

**Referat beim Verband Kirchlicher Mitarbeiter
26.5. 1999 Ffm.**

1. Wie aus sozialer Arbeit ein Markt wurde

Die soziale Logik hat eine bewegte Geschichte. Seit den Anfängen organisierter Diakonie im letzten Jahrhundert lassen sich 4 große Stränge ausmachen:

Folie 1:

Die logischen Muster des sozialen Handelns

1. Vor-sozialstaatliche christlich-bürgerliche Privat- und Vereinswohltätigkeit (man konnte als Christ und Bürger sozial sein, ohne radikal sein zu müssen).
2. Frühes sozialstaatliches Modell (erstmalig Rechtsanspruch auf Hilfe; umgekehrt: man konnte sozial sein, ohne direkt solidarisch sein zu müssen; ich muß nicht mehr direkt meines "Bruders Hüter" sein, sondern setze durch meine Abgaben den Staat in Stand, Hilfebedürftigen zu helfen).
3. Spät-sozialstaatliches Modell: Sozialpolitik ersetzt Solidarität; Absicherung fast aller soz. Risiken (bes. seit 1961: verbändeförderndes subsidiäres Konzept; Wohlfahrtsverbände, so auch die Diakonie, konnten a) "Ideale" geltend machen, gleichzeitig b) eine professionelle Struktur unterhalten und c) ihre Mitarbeiterschaften gesellschaftsüblich "sichern").
4. Elemente der Deregulierung, Privatisierung und (Konkurrenz-)Ökonomisierung sozialer "Dienstleistungen". Abbau von Leistungskatalogen ("Verschlankung"). Diakonie und Kirchen müssen in neuer Weise über "Effizienz und Ethik" nachdenken.

Das soziale Sicherungssystem, wie wir es kennen, ist etwa hundert Jahre alt. Es ruhte auf drei Säulen auf (das neue Pflegeversicherungsrecht soll - so seinerzeit N. Blüm - die vierte Säule sein).

Folie 2:

Die drei Säulen des deutschen sozialen Sicherungssystems seit ca. 100 Jahren: Versorgung, Versicherung, Fürsorge

> Zentrales sozialstaatliches Regelungsprinzip = der sozialversicherungsrechtliche Solidarausgleich. Arbeiter und Angestellte erarbeiten soziale Transfermittel für sich selbst, für die noch nicht oder nicht mehr Arbeitenden und für Menschen in Not und Armut. Finanzierung von Sozialleistungen und größtenteils die Inanspruchnahme von sozialen Leistungen sind an Ansprüche aus Erwerbstätigkeit gebunden: vor allem Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung.

> Bedingungen: wirtschaftliche Stabilität und ausgewogener Generationenvertrag.

> Krisenhaft wird das System vor allem

bei andauernder Massenerwerbslosigkeit,

bei Verschiebungen in der generativen Solidarlogik (die gegenwärtig Erwerbstätigen müssen außer für sich selbst soziale

Transfermittel für mindestens drei nicht-erwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen),

bei Entgrenzung der Unternehmensstrukturen.

Zum Letzteren:

Ein großes Problem entsteht durch die Entgrenzung der Unternehmensstrukturen: ein globaler Vorgang. Auch die Globalisierung der Wirtschaft gefährdet nationale soziale Systeme. Ich will dies an einem amerikanischen Beispiel veranschaulichen. General Motors verkauft in den USA sein Pontiac-Modell für 10.000 Dollar. Davon gehen 3.000 Dollar für Montagearbeiten nach Korea und 1.500 nach Japan. Für ein Motorenwerk in Deutschland fallen 750 Dollar ab, weitere 400 gehen an Zulieferer in Taiwan und Singapur und je 50 nach Irland und Barbados. Die Werbekampagne wird in Frankreich entwickelt und beläuft sich umgerechnet auf 300 Dollar pro Wagen. In den USA verbleiben gerade einmal 4.000 Dollar, von denen 2.000 an Aktionäre gezahlt werden. Die Hälfte der Aktionäre wohnt freilich nicht in den USA. Für das nationale Sozialsystem fällt so gut wie nichts mehr ab. Es gibt immer mehr deutsche Firmen, bei denen sich der Kapitalfluß und die Auslandsvergabepolitik ähnlich entwickeln.

Unsere sozialen Sicherungssysteme stammen aus Zeiten, in denen derlei undenkbar gewesen wäre, entspringen einer nationalen sozialen Logik aufgrund nationaler Leistungsfähigkeit. Durch die moderne Informationstechnik hat dieser Trend dammbrechartige Weiterentwicklungen erfahren: immer mehr Arbeitsplätze können internationalisiert werden, immer mehr Dienstleistungen werden durch Datenübertragungssysteme abgewickelt.

Ein selten formulierter Grund für unsere Sozialstaatskrise ist die Tatsache, daß wir uns eigentlich diesen Staat gar nicht mehr leisten können, daß die Staatswirtschaft zu teuer geworden ist. Die sog. Staatsquote war 1996

inflationbereinigt auf 53% angestiegen. Das heißt, die Bürger, die sich noch an der Finanzierung unseres Systems beteiligen (die großen Vermögen entziehen sich ja seit Jahren), werden heutzutage durch direkte und indirekte Steuern und Abgabepflichten etwa 10x so stark abgezockt wie in den 50er und 60er Jahren. "Dies ist aber noch nicht alles: Da die exorbitanten Steuern und Sozialabgaben zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse nicht ausreichen, wurden in Bund, Ländern und Gemeinden Schulden gemacht, deren Gesamtbetrag inzwischen über 2.200 Milliarden DM liegt" (Nikolaus Pechtold). Auch die dafür anfallenden Wahnsinnszinsen müssen wir und unsere Kinder abzahlen. Aus diesem Dilemma sieht zur Zeit eigentlich keiner einen Ausweg.

Als Sparmaßnahme fiel den politisch Verantwortlichen eine Deregulierung ein: eine allgemeine Reduzierung staatlicher Subventionen und stattdessen die Aktivierung von Marktkräften und Wettbewerbselementen (und von Eigeninitiative!) im Sozialbereich: Im Krankenhausbereich, bei der Gesetzlichen Krankenversicherung, bei der Pflegeversicherung und vor allem in den neuen §§ 93 und 94 BSHG.

Folie 3:

Die "neue Soziallogik" kam

- a) als stufenweise Einführung der Pflegeversicherung,
- b) als Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht
- c) bei gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarkts.

Das heißt z.B.: die Kommunen greifen immer häufiger zum Mittel der Budgetierung und verwandeln sich in Holdings, die nur noch den output der sozialen Anbieter kontrollieren - und diese Anbieter kräftig unter Konkurrenzdruck setzen. Eigentlich ist es gar kein wirklicher Markt, sondern Schlimmeres: die Sozialanbieter dürfen sich um dirigistisch verteilte Mittel schlagen.

Gefördert wird diese Entwicklung auch durch "Europa". Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze.

Folie 4:

"Eine Dienstleistung ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muß die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. - Häufig umfaßt der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern."
(M. Kreplin 1996)

Was so harmlos "abgrenzbare Handlung" heißt, bedeutet de facto die Zerstückelung helfender Vorgänge in viele kleine Handlungen, die gesondert gewertet und abgerechnet werden, ggf. auch mit unterschiedlichen Stellen.

Diese Veränderungen sind erheblich.

Seit dem Kaiserreich hatte ein Konsens zwischen allen Parteien und Fraktionen bestanden: es soll wenigstens einen Bereich geben, in dem die ansonsten alles beherrschende industrielle Marktlogik nicht gelten soll, den sozialen Bereich. Dieser Konsens ist dahin. Strukturlogisch bedeutet das z.B.: die Opfer unseres Wirtschaftssystems begegnen nun einem Hilfesystem, das denselben Regeln folgt.

Die Veränderungen bedeuten auch den Sieg des ökonomischen Menschenbildes auf ganzer Linie. In der Tat feiert der alte homo oeconomicus in der modernen wirtschaftswissenschaftlichen Literatur fröhliche Urständ. Im Grunde wird der Mensch darin von der Wirtschaft her entworfen, als sei er sozusagen von wirtschaftlicher Natur. Es ist schon bemerkenswert, wie weitgehend wir uns diesen Schuh anziehen.

Was der Markt aus ursprünglich ethisch bzw. sozialetisch begründeten Systemen macht, ist recht eindeutig. W.Eucken sagt lapidar: "Der Markt hat keine Moral". Christopher Lasch, ein bekannter amerikanischer Sozialpsychologe, verweist darauf, daß sich die Marktlogik buchstäblich alles unterordne, es im Kern verwandelt: der Markt "verwandelt Nachrichten in Unterhaltung, Gelehrtentum in Karrierismus, Sozialarbeit in organisierte Verwaltung der Armut".

Nach Alfred Jäger, Diakoniewissenschaftler aus Bethel, sind im reinen "Marktprinzip... immanent auch zahlreiche Tendenzen der Selbsterstörung enthalten, von anderen Folgeschäden erst einmal nicht zu reden". Er warnt vor einer "billigen Verbrüderung".

Eine fast mythisch anmutende Bedrohung sieht der Soziologe Gronemeyer durch Arrangements speziell

zwischen Theologie und Ökonomie, die er mit Rotkäppchens Plausch mit dem Wolf vergleicht und für eine Gefahr für die ganze Gesellschaft hält - und dann in großer Schärfe: die Diakonie werde gegenwärtig so modern, "daß sich die Kirchen längst fragen müßten, was sie mit diesen Dienstleistungshändlern noch zu tun haben".

Zur Zeit hat in der Diakonie eine unüberhörbare Ethik-Diskussion eingesetzt, schon deswegen, weil vielerorts Leitlinien und diakonische Betriebsphilosophien entstehen. Damit will man die Markttendenzen gewissermaßen ethisch eindämmen. Die Frage ist, ob sich der Markt das gefallen läßt. Die andere Frage ist, ob sich die Marktmechanismen nicht so rasch soweit ausgebreitet haben, daß sie von der Ethikdiskussion gar nicht mehr eingeholt werden können. Die Wirklichkeit ist davongelaufen.

2. Megatrends

> Brüsseler Regelungen bescherten uns die Nötigung zur technischen Normierung, zur ISO-fizierung. Z.B. im Pflegebereich haben die ISO-Überprüfungen nichts mit dem Pflegebedarf eines Menschen zu tun, sondern eher mit der Arbeitsorganisation. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter alles gemacht haben, was neuerdings zur normtechnischen, dokumentarischen, planerischen Seite ihres Berufs gehört, dann sind sie eigentlich schon über der Zeit, die sie für den Menschen haben. Das ist einer der Gründe dafür, daß der gesetzlich verbürgte Anspruch auf Rehabilitation fast nirgendwo eingelöst wird.

> Ein anderer Großtrend: das Soziale spaltet sich, und zwar in zweifacher Weise:

- in Standard- und Luxussozialarbeit, auch in 1-, 2-, 3- usw.-Sterne-Diakonie.
- Und: das Soziale wird einerseits immer ökonomischer, andererseits immer laizistischer (wie ein Donnerhall braust der Ruf nach neuer Ehrenamtlichkeit durchs Land, nach bürger-schaftlichem freiwilligen Engagement; beides, die Verwirtschaftlichung und die neue Vereh-renamtlichung, sind Korrelate, sind Reaktion auf die Selbstrücknahme des Sozialstaats, und beide werden den staatlichen Rückzug verstärken).

> Die Verbände der freien Wohlfahrtspflege, so auch die Diakonie, haben z.T. erstaunlich rasch positiv auf die veränderten Marktbedingungen reagiert - und haben damit dazu beigetragen, die verwirtschaftlichenden Tendenzen zu stabilisieren.

Folie 5:

Aktuelle Reaktionen bei Verbänden:

- > Rechtliche Umwandlungen (Vereine u.a. werden zu gGmbHs)
- > oder Zweiteilung (z.B. in einen Idealverein und ein ökonomisch zu führendes Element).
- > Entstehung von Holdings, die gGmbHs unter sich versammeln.
- > Dienstleistungsflexibilisierung
- > Catering-Sozialarbeit
- > Leasing- und Miet-Sozialarbeit
- > Franchising
- > Flexibilisierung sozialer Räume (z.B. Auslagerung in Billiglohnländer)
- > Herauslösung von Einrichtungen aus verbandlicher Bindung
- > Herauslösung von Mitarbeitern/-innen aus verbandlicher Bindung

4

Die rechtlichen Umwandlungen können z.B. dazu benutzt werden, um aus dem Tarifrecht (oder bei kirchlichen Einrichtungen aus den "Fesseln" kirchlichen Arbeitsrechts) freizukommen; man kann aber auch die bestehenden Dienstverhältnisse auf den neuen Dienstgeber übergehen lassen (nach §613a BGB). Die Strukturveränderungen sind sozusagen eine ethische Bewährungsprobe - für alle Beteiligten.

Holdings sind Gesellschaften, Aktiengesellschaften oder GmbHs, die z.B. Anteile an anderen Gesellschaften, z.B. Aktien, erwerben, um wirtschaftlich Einfluß auszuüben. Die Holding fungiert oft als Dach zur einheitlichen Leitung von Konzernen. Sie produziert selbst nicht, treibt auch keinen Handel. Zur Zeit entstehen im Bereich konfessioneller Sozialarbeit Holdings, die gemeinnützige GmbHs unter sich versammeln, rechtlich selbständige "Töchter". So wurde z.B. aus einer mir bekannten Komplexanstalt eine Holding aus 5 Töchtern (mit einer nunmehr selbständigen Klinik, einer Fachklinik, einer Altenhilfeeinrichtung, einer Behinderteneinrichtung und einem Berufsbildungswerk). Zum einen ist also die Holdingbildung ein Prozeß der Entflechtung und der De-Konzentrierung. Auch der fachlichen Spezialisierung: jede Gesellschaft ist grundsätzlich unabhängig von der anderen auf ihrem je eigenen Fachgebiet tätig. Das kann der Arbeit und den Patienten/Klienten zugute kommen.

Nun erbringen aber Holdings nicht nur externe, sondern vor allem auch interne Dienstleistungen. Die Einzelbetriebe sind füreinander Dienstleister, die untereinander zu marktüblichen Konditionen abrechnen. Es entstehen Buchungsgewinne, die den einzelnen gGmbHs ermöglichen, eigenständig zu wirtschaften. Der Gegenwert für Dienstleistungen geht nicht unter, sondern findet Eingang in Bilanzen sowie in Gewinn- und Verlustrechnungen. Die Holding fungiert ebenfalls als Dienstleisterin für die Töchter (erledigt für sie z.B. das

Immobilienmanagement, die Öffentlichkeitsarbeit, die Finanz- und Gehaltsbuchhaltung usw.) und rechnet mit ihnen ab.

Das Dienstleistungskonzept in den neuen Unternehmensformen sozialer Arbeit darf also nicht zu schlicht verstanden werden; es ist mehr als nur ein neues Regelungsprinzip zwischen "Anbietern" und "Kunden". Das wohl auch. Aber darüber hinaus entstehen äußerst verwickelte, sich selbst untereinander Dienstleistungen erbringende, sich gegenseitig bewirtschaftende, ausplanende und kontrollierende Dienstleistungsunternehmen als synergetische Wirtschaftskomplexe. Es sind eigenständige Markt- und Wirtschaftsräume. Es entstehen neuartige Kartelle, die die Tendenz zur Marktbeherrschung und -kontrolle in sich bergen. Sie sind z.T. so kompliziert konstruiert, daß nur noch die Wirtschaftsleiter bzw. die leitenden Kaufleute durchschauen, was läuft - was wiederum ihre Position unangreifbar macht. Und die meisten Gremien, Verwaltungsräte und ähnliches, haben sich längst überzeugen lassen von der systemimmanenten "Panikmache von oben" (D. Neuhaus) und sehen in der strikten Vermarktlichung die einzige Möglichkeit, der Einrichtung Zukunft zu geben.

In einem vielbeachteten Beitrag hebt Studienleiter Neuhaus von der Ev. Akademie Arnoldshain den herrschaftssoziologischen Aspekt dieser Entwicklungen hervor, diesen "Fundamentalismus der Organisationsberatung", der im quasi-rationalen und objektivistischen Gewand auftritt; wörtl.: "Der Einsatz von professionellen Organisationsberatungsunternehmen ist ... oft ein krasser Machtmißbrauch. Sie dienen als Legitimationsvehikel, um Veränderungen und Umstrukturierungen vorzunehmen, die von einer überschaubaren Gruppe von Kirchenverwaltern politisch gewollt wird, aber sich einer politischen Diskussion nicht stellen will" (Dt. Pfrbl. 2/1999).

Holdings oder holdingähnliche Konstrukte in der verbandlichen Sozialarbeit haben nicht selten Beteiligungen an Beschäftigungsgesellschaften - oder haben selbst eine. Von dort beziehen sie dann quasi-legal ihre Billigmitarbeiterschaften und unterlaufen das verbandliche Gehaltsgefüge.

Ethische Janusköpfe sind auch die anderen Wirtschafts- bzw. Unternehmensformen, das Catering-Konzept etwa, bei dem "angemietete" Service-Unternehmen zu ausgehandelten Konditionen (also ebenfalls außerhalb des geltenden Tarifrechts) tätig sind. Rechtsträger brauchen überhaupt eigentlich nur noch ein Haus und ein Management und können die soziale Arbeit durch Firmen tun lassen, von denen man sich ggf. rasch wieder trennen kann. Das Konzept birgt die Tendenz zur Ausbeutung der relativ wenig gesicherten Catering-Arbeitnehmer. Die Identifizierbarkeit einer Einrichtung, die bislang maßgeblich über die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geschah, löst sich auf; die herkömmliche gegenseitige Bindung von Trägern und Mitarbeitern - ein individual- und sozial-ethisch wichtiges Treue- und Verantwortungsverhältnis - kommt oft gar nicht mehr zustande.

Das Prinzip des Aushandelns, das relativ neu ist in unserer Soziallandschaft, ist ethisch zwiespältig: es kann, wie bei den Preisen, zu denen Service-Firmen eingekauft werden können, a) ein Dumping-Element sein, kann b) ein Spalt- und Drohpotential (in Einrichtungen, in denen tariflich Besoldete neben Cateringkräften arbeiten) sein und ist c) in jedem Fall ein Unterlaufen der Verbandsethik und des damit beanspruchten positiven Images. Daß soziales Handeln generell zur Zeit mehr und mehr Aushandlungscharakter zwischen Anbietern und Kunden gewinnt, Tauschmarkt-ähnlich wird, enthält aber auch positive Aspekte, allein kommunikationsethisch. Im Pflegebereich findet das Aushandlungselement z.B. im Zeitwert-Verfahren seinen Niederschlag.

Auch Franchising, in etwa entsprechend den "Scheinselbständigen" im gewerblichen Bereich, gibt es in der verbandlichen Sozialarbeit: Man kann Lizenzen für ein Sozialkonzept vergeben an "selbständige" Sozial(sub)unternehmer, das Controlling dafür gewährleisten und einen Anteil des Gewinns erhalten. Das ethische Dilemma besteht m.E. darin: es ist ein für den Lizenzgeber risikoloses Geschäft, das man auch noch als gute Tat verkaufen kann. Man verhilft Menschen zur Freiheit (zur Verwirklichung freien Unternehmertums) und hält sie dabei ständig in Abhängigkeit. Franchising ist alles in allem eine der großen Lügen der neuen Dienstleistungslogik.

Man kann als Verband oder Rechtsträger auch ganze Einrichtungen "mieten": irgendjemand tritt als Investor bzw. Sponsor auf, und man steigt ein als Betreiber. Das löst kurzfristig das Problem der wirtschaftlichen Hemmnisse bei der weiteren Expansion. Manchmal frage ich mich: was wird eigentlich, wenn sich die im Augenblick so zahlreichen, weil sich Gewinn versprechenden Investoren aus dem Sozialbereich wieder zurückziehen (weil, je mehr Investoren investieren, die Rendite desto geringer wird)? Dürfen sich Wohlfahrtsverbände ggf. für lohnende Insolvenzen zur Verfügung stellen?

Es gibt Anbieter, die Hilfebedürftige in großer Zahl gleich in die Billiglohnländer schaffen möchten (in kleineren Kontingenten gibt es das ja schon, z.B. deutsche Suchtkrankenkolonien in Spanien, oder unter Luxusaspekten, z.B. Altenheime deutscher Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege auf Mallorca oder Teneriffa). Somit beginnt auch die soziale Arbeit, wie so viele Wirtschaftsunternehmen, dem nationalen sozialen Sicherungssystem, von dem die hiesige Sozialarbeit großteils lebt, die Mittel zu entziehen.

Oder es gibt auch das: Mitarbeiter traditioneller Einrichtungen - z.B. aus der kirchlichen Gemeindekrankenpflege - machen sich mit dem dort erworbenen Wissen selbständig und nehmen ihre Klienten und Patienten gleich mit. Patientendiebstahl sozusagen. Als Spielart privatisierter Sozialarbeit. Unethische Sozialpolitik fördert unethische Sozialarbeit.

3. Spezielle Probleme der Diakonie

Ich weiß nicht, ob alles, was ich nun ausführe, wissenschaftlich verifizierbar ist; vielleicht sind es nur Eindrücke. Aber sie drängen sich mir halt auf.

> Ausgerechnet angesichts mannigfacher Bedrohungen der Arbeitsbedingungen scheint der totale Interessenpartikularismus ausgebrochen zu sein. Jede kirchliche und diakonische Berufsgruppe kämpft nur noch für sich, ist so natürlich auch leichter zu handhaben. Oder gegeneinander auszuspielen.

> Angesichts der Sozialmarktendenzen brauchen wir eine kämpferische Kirche und eine kämpferische Diakonie. Aber man hat den Eindruck, als seien beide überwiegend mit sich beschäftigt. Wirkliche Unterstützung bekommen unsere Einrichtungen nach ihrer Wahrnehmung derzeit kaum. Und in Richtung Politik kommt nichts 'rüber.

> Zur aktuellen Leitungs- und Glaubwürdigkeitskrise des DWHN kommt eine Tendenz zur allgemeinen Schwächung der Bedeutung von Dachverbänden.

Wenn der Gesetzgeber vorsieht, daß bestimmte Dinge großflächig geregelt werden, auf Landesebene etwa, sind Verbände grundsätzlich nach wie vor nützlich. Und nach wie vor werden in der Regel Rahmenvereinbarungen mit den Wohlfahrtsverbänden geschlossen, und die Verbandsmitglieder treten den Vereinbarungen bei. - Es kommt daneben aber immer öfter - und das gehört zur politisch gewollten neuen Soziallogik - zu direkten Vereinbarungen zwischen Kassen und Leistungserbringern, und somit verlagern sich Entscheidungsbefugnisse zur Basis hin; die klassischen Querschnittsaufgaben, wie sie z.B. Referentinnen und Referenten bei Diakonischen Werken für die Mitgliedseinrichtungen wahrgenommen haben, entfallen dann zunehmend. Dies hat Rückwirkungen auf die Struktur der Diakonischen Werke; dann wird manche ihrer Dienstleistungen weniger oder schlicht nicht mehr gebraucht.

Kleinere Mitglieder brauchen den Verband, damit er für sie sozialpolitische Aktivitäten bündelt. Je größer der Träger, desto weniger braucht er seinen Verband: große Diakonie-Einrichtungen haben ihre eigenen Juristen, eine eigene Öffentlichkeitsarbeit, einen eigenen Grundsatztheologen, einen eigenen Finanzminister. Manche Einrichtungen kommen schneller an Mittel, als ihr Diakonisches Werk denken kann, haben großen politischen Einfluß in der Region und sind bekannter und wahrnehmbarer als der Dachverband.

In den wichtigen Gremien der Diakonischen Werke haben diese großen Einrichtungen das Sagen, also die, die das Diakonische Werk am wenigsten brauchen und sich relativ risikolos gegen seine Politik verhalten können. Das führt paradoxe Lagen und Abhängigkeiten herauf.

> Paradox ist z.B. auch, daß die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakoniestationen das Diakonische ihrer Arbeit selbst erst erarbeiten müssen; ich spreche von den 10% Gewinn, die da sein müssen, bevor wir uns kirchliche Extras leisten. Ich muß also noch schneller arbeiten, um dann fürs Menschliche Zeit zu haben.

> Nicht nur einem dumpfen Gefühl entspringt die Wahrnehmung, daß - um in Klischees zu sprechen - unten zunehmend gedeckelt wird und oben neue Stellen mit erheblichen Gehältern entstehen, daß die sog. Managementebene sich in dem Maße verbreitert, in dem der Arbeitsdruck an der Basis wächst. Das gilt für Kirche und Diakonie.

Neue Unternehmensformen in der sozialen Arbeit

Referat in der Mitgliederversammlung des Hessischen Diakoniezentrum Hephata am 25. Juni 1997

(den eingerahmten Texten entsprechen die Folien für Overhead-Projection)

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder!

Vor kurzem schrieb der Theologe Hans-Jürgen Benedict (Kirche contra Sozialabbau, in: Junge Kirche Febr. 1996) lapidar:

"Die gesellschaftliche Stellung der Kirchen ist zu schwach und ihre analytische Position zu unklar, um gegen

den Abbau des Sozialstaates erfolgreich bzw. folgenreich auftreten zu können."
(Benedict 1996)

Feststellungen wie diese sind ebenso ernüchternd wie herausfordernd. Mit der behaupteten Schwäche könnten wir uns in Kirche und Diakonie ja theologisch zur Not noch arrangieren, denn schließlich ist Gottes Kraft in den Schwachen mächtig. Und manche Stärke hat uns weder besonders gut gestanden noch uns gutgetan.

Tatsächlich gibt es in den letzten Jahren bis zum heutigen Tag unübersehbare Schwächesignale. Schließlich ist das Diakonische Werk ein großer Arbeitgeber; in vielen Bereichen finanzierte sich das Werk aus dem Selbstkostendeckungsprinzip, wie es im Bundessozialhilfegesetz seit 1961 festgeschrieben war. Als vor drei Jahren dieses wichtige Prinzip durch die Bundesregierung aus dem BSHG entfernt wurde, wurde die Diakonie nicht einmal mehr dazu konsultiert. Fast alle sozialpolitischen Neuerungen aus Bonn werden zur Zeit vom Diakonischen Werk aus fachlichen und moralischen Gründen abgelehnt. Nur, das stört anscheinend keinen. Es macht sozusagen nichts. Der Parteienstaat hat anscheinend endgültig gesiegt über die Bürgergesellschaft und ihre Vereine.

Oder ich erinnere an die höchst dubiose Sache mit dem Buß- und Betttag zur Finanzierung der Pflegeversicherung. Kompromißhaltungen wurden nicht gelohnt. Zur Zeit werden die Geschwächten weiter geschwächt. Es kommt an die Demütigungs-grenze.

Die andere Feststellung beschäftigt mich nicht minder: Benedict meint, kirchliche Gremien und Repräsentanten verstünden nicht, seien unklar, zu unklar, um wenigstens argumentativ gegenhalten zu können. In gewisser Weise muß man ihm zustimmen: wir haben für alles mögliche andere mehr Kompetenz in der Kirche entwickelt als für sozialpolitische Gestaltungsfragen - obwohl wir damit unmittelbar bei den Sorgen von immer mehr Menschen wären. Wenn ich daran denke, daß einmal Vertreter des deutschen Sozialprotestantismus nach 1945 Epochales wie die Rentenreform oder den Lastenausgleich entscheidend formuliert und durchzusetzen geholfen haben! In der Tat haben wir solche Leute schon lange nicht mehr. Und von unserer glorreichen evangelischen Sozialgeschichte können wir nicht mehr zehren: in Ämtern und Behörden und auf politischen Stellen sitzen jüngere Leute, die von den Verdiensten unserer Kirche um den sozialen Wiederaufbau Deutschlands nichts oder nicht mehr viel wissen - oder auch gar nichts wissen wollen. Vielleicht muß man uns aus Bonn nicht mehr ernstnehmen und schon gar nicht mehr argumentativ fürchten.

Worum es mir also heute vor allem auch geht: einen Beitrag zu leisten zu versuchen, die sozialpolitischen Veränderungen zu verstehen. Sie strukturlogisch, in der Substanz, nach Sinn und Funktion, zu verstehen. Sie im sozialgeschichtlichen Zusammenhang zu verstehen, also auch im diakoniegeschichtlichen.

Die "neue Soziallogik" kam

- a) als stufenweise Einführung der Pflegeversicherung,
- b) als Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht
- c) bei gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarkts.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Sozialarbeit und das soziale Klima haben sich in erstaunlich rascher Zeit verändert. Das zeitliche Zusammenfallen vor allem dreier konkreter Faktoren macht die Veränderung deutlich.

Die Veränderung bestand

- a) in der stufenweisen Einführung der Pflegeversicherung (mit privatisierenden, deregulierenden u. ä. Elementen; Privatisierungselemente stecken etwa im neuen Pflegeversicherungsrecht, und zwar auf beiden Seiten, bei Anbietern wie Abnehmern; es gab und gibt Auftrieb für private Anbieter, und andererseits wird die Familie entscheiden, wieviel sie an Pflege hinzukaufft; in gewisser Weise wird Pflege auch zum Teil des Familieneinkommens),
- b) in der Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips im Sozialhilferecht (per Implantationsverfahren sozusagen: die neuen §§ 93 f. wurden in die bestehende BSHG-Struktur implantiert) bei
- c) gleichzeitiger Öffnung des Anbietermarktes.

Der Markt der sozialen Arbeit entsteht aus den in zunehmendem Maße geschaffenen Möglichkeiten, betriebswirtschaftlich kalkulierte soziale Leistungen zu erbringen und dafür Geldleistungen der öffentlichen Kassen in Anspruch zu nehmen. Der politische Wille hat einen künstlichen Markt geschaffen, der zwar marktwirtschaftlichen Regeln keineswegs in Reinkultur entspricht (er hat z.B. Elemente des Preisdiktats), der aber Preise und Qualität absenkt und die Anbieter zu marktwirtschaftlichem Verhalten zwingt.

Das Soziale soll umfassend etwas Geschäftsmäßiges werden, etwas Kommerzielles. Die wirtschaftliche

Marktlogik hat die letzte Bastion gestürmt (bis dahin gehörte zum sozialen Konsens in der Bundesrepublik, daß es wenigstens einen Bereich geben sollte, nämlich den sozialen, in dem die industriell-marktwirtschaftliche Logik nicht gelten sollte, sondern eine sozialetische, die subsidiäre). Das war nicht schwer, denn die Tore waren politisch weit aufgestoßen. Von Bonn wie von Brüssel her. Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen ja auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze, also auch die Arbeit von Diakonie und Caritas. Ein einheitlicher europäischer Sozialraum ist zwar noch nicht da, aber die Träger der freien Wohlfahrtspflege kommen künftig wohl nicht umhin, der Qualitätsstrukturierung des europäischen Marktes durch die DIN EN ISO 9000ff. entsprechen zu müssen und sich vermehrt gegeneinander und gegen ausländische Anbieter in Konkurrenz behaupten zu müssen. Und: Der Sturm auf den Sozialkunden hat auf jeden Fall begonnen.

Rasch hat sich in Fachliteratur und politischen Texten die Sprache verändert: statt des Patienten oder Klienten - das waren auch schon keine berückend schönen Wörter - begegnet uns nun der Leistungsanwender, der Nutzer oder eben besagter Kunde. Und aus dem Dienst wurde eine Dienstleistung (J.Degens neues Buch heißt "Diakonie als soziale Dienstleistung"), denn die neue Soziallogik, die sich derzeit einbürgert bzw. die aufgezwungen wird, kommt in Gestalt von *Service- und Dienstleistungslogik*. Sie wird das Helfen gründlich verändern.

M.Kreplin definiert:

"Eine Dienstleistung ist eine abgrenzbare Handlung zugunsten eines Kunden. In der Marktwirtschaft ist das Verkaufen der Dienstleistung das Ziel. Um am Dienstleistungsmarkt bestehen zu können, muß die Qualität der Dienstleistung und ihr Preis in einem angemessenen Verhältnis stehen. - Häufig umfaßt der Verkauf von Dienstleistungen auch die Pflege der Beziehung zum Kunden. Die Beziehung zum Kunden wird allerdings nur gepflegt, um den Verkaufserfolg zu steigern."

Soziale Serviceunternehmen sind anscheinend personell und zeitlich flexibler als die herkömmlichen Hilfemodelle z.B. der alten freien Wohlfahrtspflege, d.h., die Unternehmen sind nicht an die Maßgaben des Öffentlichen Dienstes oder kirchlichen Dienstrechts, z.B. nicht an Arbeitszeitmaßgaben, gebunden (und bis vor kurzem galt die angemessene soziale Sicherung der in Sozialberufen Tätigen noch als soziale Errungenschaft; jetzt ist eine über 50-jährige Krankenschwester durch die Pflegekassensätze nicht mehr zu finanzieren). Dienstleistungslogik bedeutet gegenüber der alten Soziallogik strukturell also einen doppelten Zerbruch: einen in der Träger-Mitarbeiter-Beziehung (diese Beziehung wird nach wirtschaftlichen Erfordernissen "flexibilisiert", d.h., verändert und ggf. gelöst) und ein Zerschneiden von Helfen in einzelne Handlungen, die abgerechnet werden, und ggf. in verschiedene Agenturen, die abrechnen. Wie in der Entwicklung der häuslichen Krankenpflege vorabgebildet.

Überall vermehrt sich das Angebot regionalisierter und/oder einzelfallbezogener Finanzierungsanteile (so finanziert sich ein sozialarbeiterischer Privatmarkt im Betreuungsrecht oder in der ambulanten Reha für Suchtkranke).

Die Handhabungsmodalitäten ziehen Kreise. Beispiel: es gibt Buchführungsvorschriften der Pflegeversicherung, die Pflegebuchführungsverordnung, die Grundlage eines betriebswirtschaftlichen Steuerungsmodells für Pflegeeinrichtungen. Dabei bleibt es aber nicht. Die Träger von Pflegeeinrichtungen werden aus vielen Sachzwängen heraus die Buchführungsvorschriften der Pflegeversicherung auch auf andere Leistungsbereiche anwenden. Von daher wird sukzessive die gesamte Rechnungslogik verändert. Usw.

Zum soziallogischen Zusammenhang.

Von den Anfängen der neuzeitlichen Diakonie im letzten Jahrhundert bis heute lassen sich in etwa folgende Stufen (oder, wie D. von Oppen einmal formulierte, "Wellen") sozialen Handelns konstatieren:

Die logischen Muster des sozialen Handelns

1. Vor-sozialstaatliche christlich-bürgerliche Privat- und Vereinswohltätigkeit (statt sozial-revolutionärer Konzepte): man konnte nun als Christ und Bürger sozial sein, ohne radikal sein zu müssen.
2. Frühes sozialstaatliches Modell (erstmal Rechtsanspruch auf Hilfe; man konnte sozial sein, ohne direkt solidarisch sein zu müssen).
3. Spät-sozialstaatliches Modell: Sozialpolitik ersetzt Solidarität, Absicherung fast aller soz. Risiken (bes. seit 1961: verbände förderndes subsidiäres Konzept; Wohlfahrtsverbände, so auch die Diakonie, konnten a)

"Ideale" geltend machen, gleichzeitig b) eine professionelle Struktur unterhalten und c) ihre Mitarbeiterschaften gesellschaftsüblich "sichern").

4. Elemente der Deregulierung, Privatisierung und (Konkurrenz-)Ökonomisierung sozialer "Dienstleistungen" in Leistungsmodulen. Abbau von öffentlichen Leistungskatalogen. Verbände und Kirchen müssen in neuer Weise über "Effizienz und Ethik" nachdenken.

Die vor-sozialstaatliche christlich-bürgerliche Wohltätigkeit des 19. Jahrhunderts hat einen laizistischen und einen unternehmerischen Strang und war unsere Domäne; evangelische Anstaltsgründungen, Stadtmissionen, Erziehungs- und Pflegearbeit prägten die Soziallandschaft, dazu evangelische Ausbildungsstätten für neue, an alte Vorbilder angelehnte helfende Berufe und schließlich die für diese Gruppen neu installierten sozialen Sicherungssysteme (genossenschaftsähnliche Selbstversorgungsmodelle).

Dieses evangelisch geprägte Sozialwesen war insofern für die sozialstaatliche Soziallogik relevant, als der werdende deutsche Sozialstaat nicht umhin konnte, an die Aktivitäten, vor allem die christlichen Vereinsaktivitäten, anzuknüpfen bzw. sie einzubeziehen in ein neuartiges wohlfahrtsstaatliches Gesamtsystem. Vor allem, indem sich die Innere Mission, der erste eigentliche Verband in Deutschland, gegen den sozialrevolutionären Weg und stattdessen für Sozialpolitik als Ausgleichspolitik entschieden hatte, waren die Weichen gestellt. *Fortan konnte man als Christ und Bürger sozial sein, ohne radikal sein zu müssen. Ja, es gehörte in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten bald regelrecht zum guten Ton, sich sozial zu betätigen, einem konfessionellen Rettungsverein oder auch einer Arbeiterselbsthilfe anzugehören.*

Gegen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts setzten unter Bismarcks Regie sozial-staatliche Entwicklungen ein. Gesetze zum Arbeitsschutz entstanden, zur Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung; aus der kaiserlichen Reichsversicherungsordnung sind heute noch Teile gültig. Auf drei Säulen wurde der Sozialstaat errichtet: Versorgung - Versicherung - Fürsorge.

Die drei Säulen des deutschen sozialen Sicherungssystems seit ca. 100 Jahren: Versorgung, Versicherung, Fürsorge

> Zentrales sozialstaatliches Regelungsprinzip = der sozialversicherungsrechtliche Solidarausgleich. Arbeiter und Angestellte erarbeiten soziale Transfermittel für sich selbst, für die noch nicht oder nicht mehr Arbeitenden und für Menschen in Not und Armut. Finanzierung von Sozialleistungen und großteils die Inanspruchnahme von sozialen Leistungen sind an Ansprüche aus Erwerbstätigkeit gebunden: vor allem Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung.

> Bedingungen: wirtschaftliche Stabilität und ausgewogener Generationenvertrag.

> Krisenhaft wird das System vor allem

bei andauernder Massenerwerbslosigkeit,

bei Verschiebungen in der generativen Solidarlogik (die gegenwärtig Erwerbstätigen müssen außer für sich selbst soziale Transfermittel für mindestens drei nicht-erwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen),

bei Entgrenzung der Unternehmensstrukturen.

Zentrales sozialstaatliches Regelungsprinzip war der sozialversicherungsrechtliche Solidarausgleich. Arbeiter und Angestellte erarbeiten soziale Transfermittel für sich selbst, für die noch nicht oder nicht mehr Arbeitenden und für Menschen in Not und Armut.

frühere Folie

Mit dem modernen Sozialstaat war eine nächste soziallogische Stufe erreicht: *Man war nunmehr sozial, ohne direkt solidarisch sein zu müssen.* Denn der Logik, daß keiner mehr Bittsteller sein sollte, sondern ein Normal-Bürger in Not mit einem Rechtsanspruch auf Hilfe, entsprach auch der das System finanzierende Bürger, der nun nicht mehr seines Bruders Hüter sein mußte; vielmehr setzte er durch seine Abgaben den Staat in stand, angemessen zu helfen.

Die Wohlfahrtsverbände profitierten vor allem vom Regelungsprinzip zwischen öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege, dem subsidiären Prinzip (es kommt in der Fürsorgepflichtverordnung von 1924 erstmals vor, wurde von den Nazis abgeschafft und in Adenauers letzter Legislaturperiode wieder eingeführt: 1961 in BSHG und JWG; in beiden Gesetzen kommt der Begriff Subsidiarität zwar nicht vor, aber es gab dort die bewußten Sätze wie z.B. diesen: "Wird die Hilfe im Einzelfall durch die freie Wohlfahrtspflege gewährleistet, sollen die Träger der Sozialhilfe von der Durchführung eigener Maßnahmen absehen...." [§ 10, 4 BSHG] u.ä.).

Die spezifische Handhabung des subsidiären Prinzips kaschierte die einfache Struktur: die einen bezahlen, die anderen nehmen. Die subsidiär angelegte Hilfe schuf ein Dazwischen, etwas zwischen Hilfebedürftigem und Staat, zwischen der Kleinheit des Hilfeempfangenden und der Totalität des Hilfe gewährenden Gesellschaftsganzen. Die freie Wohlfahrtspflege und die zahllosen anderen Sozialinitiativen, die weitgehend öffentlich finanziert wurden und werden, wirkten als sozialräumliche Scharniere. Hilfe war stellvertretend sozial vermittelt. Im Grunde betrieben und betreiben die Verbände der freien Wohlfahrtspflege, so auch die Diakonie, Sozialpflichtigkeitsstellvertretung. Die Verbände wickelten fortan für die Hilfeempfänger Geschäfte ab, verwandelten staatliche Pflichtausgaben (die sie mit der öffentlichen Hand aushandelten und dann von ihr empfangen) in gute Taten, vermittelten sie sozial. Die Geschäftsrisiken waren für alle Beteiligten relativ klein, zumindest überschaubar, aber durch die "ordentliche" Struktur der Verbände nicht eben billig (die Diakonie bezahlt ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entsprechend dem Bundesangestellten-Tarifvertrag und legt für die Arbeit die stabilen, aber nicht eben preiswerten Konditionen des öffentlichen Dienstrechts zugrunde).

Diese gesellschafts- und sozialpolitische Privilegierung der Verbände der freien Wohlfahrtspflege brachte es mit sich, *daß die Verbände nicht mehr eigenwirtschaftlich arbeiten mußten wie zuvor, glaubwürdig Ideale geltend machen konnten - und gleichzeitig eine professionelle Struktur unterhalten konnten sowie ihre Mitarbeiterschaften nach gesellschaftlichen Spielregeln "sichern" konnten (s.o. Folie).*

(noch einmal ein Teil der Folie)

> Krisenhaft wird das System vor allem
bei andauernder Massenerwerbslosigkeit,
bei Verschiebungen in der generativen Solidarlogik (die gegenwärtig Erwerbstätigen müssen außer für sich selbst soziale Transfermittel für mindestens drei nicht-erwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen),
bei Entgrenzung der Unternehmensstrukturen.

Dieses Modell wurde krisenhaft. Die Logik der o.g. drei Säulen des deutschen sozialen Sicherungssystems beruht - seit ca. 100 Jahren - auf wirtschaftlichem Wachstum und einigermaßen ausgewogenem Generationenvertrag. Die Finanzierung von Sozialleistungen und großteils die Inanspruchnahme von sozialen Leistungen sind an Ansprüche aus Erwerbstätigkeit gebunden: vor allem Kranken-, Renten- und Arbeitslosenversicherung. Bei andauernder Massenerwerbslosigkeit kommt das System zwangsläufig an seine Grenzen.

Doch nicht nur die *industriologische* Koppelung an Erwerbstätigkeit führt in unlösbare Lagen, sondern auch die generative Solidarlogik: die gegenwärtig Erwerbs-tätigen müssen soziale Transfermittel für mindestens drei nicht-erwerbstätige Generationen verdienen und bereitstellen, unter Einbeziehung von sich selbst Mittel zur sozialen Sicherung von 4 Generationen - angesichts der Zunahme von Urgroßeltern bzw. Urenkeln mit deutlichem Zug zum Fünf-Generationen-Vertrag (U. Schwarzer).

Wie es gegenwärtig aussieht, nähern sich auch die Belastungen der Wirtschaft durch Beiträge zur sozialen Sicherung immer offensichtlicheren Grenzen: das Sozialbudget wurde vor Einführung der Pflegeversicherung bereits zu 36% aus Sozialbeiträgen der Arbeitgeber für ihre Arbeitnehmer finanziert (ders.), wobei auch die systemimmanente Unausgewogenheit mehr und mehr zum Problem wird (ders.: "Kleinere, personalintensivere, meist handwerkliche Betriebe sind im Verhältnis zu hochautomatisierten Großbetrieben stark benachteiligt").

Ein großes Problem entsteht durch die Entgrenzung der Unternehmensstrukturen: ein globaler Vorgang. Auch die Globalisierung der Wirtschaft gefährdet nationale soziale Systeme. Ich will dies an einem amerikanischen Beispiel veranschaulichen. General Motors verkauft in den USA sein Pontiac-Modell für 10.000 Dollar. Davon gehen 3.000 Dollar für Montagearbeiten nach Korea und 1.500 nach Japan. Für ein Motorenwerk in Deutschland fallen 750 Dollar ab, weitere 400 gehen an Zulieferer in Taiwan und Singapur und je 50 nach Irland und Barbados. Die Werbekampagne wird in Frankreich entwickelt und beläuft sich umgerechnet auf 300 Dollar pro Wagen. In den USA verbleiben gerade einmal 4.000 Dollar, von denen 2.000 an Aktionäre gezahlt werden. Die Hälfte der Aktionäre wohnt freilich nicht in den USA. Es gibt erste deutsche Firmen, bei denen sich der Kapitalfluß und die Auslandsvergabepolitik ähnlich entwickeln, z.B. die Sportartikelfirma Puma, die so gut wie nichts mehr selbst produziert.

Unsere sozialen Sicherungssysteme stammen aus Zeiten, in denen derlei undenkbar gewesen wäre, entspringen einer nationalen sozialen Logik aufgrund nationaler Leistungsfähigkeit. Durch die moderne Informationstechnik hat der Globalisierungstrend dammbrechartige Weiterentwicklungen erfahren: immer mehr Arbeitsplätze können internationalisiert werden, immer mehr Dienstleistungen werden durch Datenübertragungssysteme abgewickelt.

Gleichwohl wäre nicht zwangsläufig, den Sozialstaat zu demontieren, weil die Sozialkassen leerer werden. Fachleute gehen davon aus, daß es in Deutschland privaten Reichtum in einer Größenordnung von ca. 8-10 Billionen DM gibt (= 8.000 bis 10.000 Milliarden), davon die Hälfte Geldvermögen - ein Reichtum, "der es allerdings verstanden hat, sich einer staatlichen Kontrolle und einer sozialen Verpflichtung nahezu komplett zu entziehen"... Dies ist eine "wesentliche Ursache für die zunehmende Leere der öffentlichen Kassen" (W.Pröpfer).

Angesichts der Finanzierungskrise der seitherigen Soziallogik und angesichts neuer politischer Vorgaben entstanden in überraschend kurzer Zeit neue Strukturen, die z.T. schon recht gefestigt sind. D.h., ob Sie einem gefallen oder nicht, man wird auf nicht absehbare Zeit damit leben müssen.

Aktuelle Reaktionen bei Verbänden:

- > Rechtliche Umwandlungen (Vereine u.a. werden zu gGmbHs)
 - > oder Zweiteilung (z.B. in einen Idealverein und ein ökonomisch zu führendes Element).
 - > Entstehung von Holdings, die gGmbHs unter sich versammeln.
 - > Dienstleistungsflexibilisierung
 - > Catering-Sozialarbeit
 - > Leasing- und Miet-Sozialarbeit
 - > Franchising
 - > Flexibilisierung sozialer Räume (z.B. Auslagerung von Hilfebedürftigen in Billiglohnländer)
 - > Herauslösung von Einrichtungen aus verbandlicher Bindung
 - > Herauslösung von Mitarbeitern/-innen aus verbandlicher Bindung
- > Auch: Nachdenken über AG-Bildung ("Diakonie-Aktie")

- Altherwürdige Vereine oder Stiftungen mutierten zur Gesellschaft mit Aufsichtsrat oder wurden zweigeteilt in einen Idealverein (nach dem seitherigen Modell) und ein davon rechtlich abgetrenntes Segment, das durch und durch ökonomisch geführt werden kann.

- Es entstehen Holdings, Gesellschaften, die Anteile an anderen Gesellschaften, z.B. Aktien, erwerben, um wirtschaftlich Einfluß auszuüben. Die Holding fungiert oft als Dach zur einheitlichen Leitung von Konzernen. Sie produziert selbst nicht, treibt auch keinen Handel. Es gibt sie als Aktiengesellschaft oder als GmbH. Es entstehen im Sozialbereich also Holdings, die GmbHs unter sich versammeln und damit außerhalb der üblichen kirchlich-diakonischen wie der staatlichen Planungsstrukturen arbeiten, auch außerhalb des öffentlichen Dienst- und Arbeitsrechts; die sich also darstellen wie jene "Privaten", die ansonsten in Konkurrenz zu diakonischen Anbietern stehen. Herkömmliche diakonische Anbieter bekommen also Außen- und Binnenkonkurrenz.

Gesellschaften unter Holdings entwickeln in der Regel ein eigenes Gehalts- und Leistungsmodell und Managementstrukturen (Das mühsam geschaffene kirchlich-diakonische Arbeitsrecht geht schweren Zeiten entgegen). Ich möchte Ihnen das Holdingmodell am Beispiel der Stiftung Liebenau, die zum Caritasverband gehört, ausführlicher vorstellen.

Beispiel Stiftung Liebenau

- > seit 1995 fünf neue, selbständige Rechtsträger (alle gGmbHs) unter dem Dach der Stiftung als Holding
 - St.Gallus-Hilfe für behinderte Menschen
 - St.Anna-Hilfe für ältere Menschen
 - St.Lukas-Klinik
 - Berufsbildungswerk Aich
 - Fachklinik Wangen
- > Die Gesellschaften erhielten
 - eine eigene Rechtspersönlichkeit
 - eine eigene Satzung
 - eine eigene Vertretung durch ihre Geschäftsführung
 - eine eigene Haftung durch ihr Stammkapital
 - eine eigene entspr. Kapitalausstattung
- > Für die Mitarbeiter bedeutete dies:
 - Dienstgeber wurde die jeweilige GmbH
 - Bestehende Dienstverhältnisse gingen per Gesetz (§ 613a BGB) auf den neuen Dienstgeber über

Aus einer großen Stiftung wurden also sog. Tochtergesellschaften (es sind 100%ige Töchter, wie man sagt; es gibt auch wenigerprozentige Töchter, die entsprechend weniger Beteiligung an der Gesellschafterversammlung haben, z.B. das Institut für sozialpädagogische Berufe in Ravensburg; um der überschaubaren Darstellung willen konzentriere ich mich auf die 100%igen).

Zum einen ist die Holdingbildung ein Prozeß der Entflechtung und der De-Konzentrierung. Auch der fachlichen Spezialisierung: jede Gesellschaft ist grundsätzlich unabhängig von der anderen auf ihrem je eigenen Fachgebiet tätig. Aber das ist nur ein Aspekt der Veränderung, wie die nächste Grafik zeigt.

Die Stiftung Liebenau

> ist sowohl alleinige Gesellschafterin der jeweiligen gGmbH

(d.h.: 1. Zuständigkeit für Grundsatzentscheidungen [Leitung und Strategie für gesamte Stiftung; Gesellschaftsverträge, Geschäftsordnungen, Dienststanweisungen für die Gesellschaften], 2. Überwachung der Gesellschaften [Controlling und Revision])

> als auch Dienstleisterin; sie hat für ihre Gesellschaften folgende Servicefunktionen:

- Öffentlichkeitsarbeit
- "fortbilden & entwickeln"
- Finanzen (Hausbankfunktion! Cash Management)
- Bauträger, Bautechnik, Immobilienmanagement
- Finanzbuchhaltung
- Gehaltsbuchhaltung
- Ver- und Entsorgung (Küche, Wäscherei ua.)
- Grünlandbetriebe (Land- u. Forstwirtschaft, Gartenbau)

[in den beiden letztgenannten Service-Sektoren unterhält die Holding eine WfB]

Die Abrechnung für die Dienstleistungen erfolgt nach Leistung zu marktüblichen Preisen

In Holdings erbringen Einzelbetriebe Dienstleistungen füreinander, die zu marktüblichen Konditionen abgerechnet werden. Es entstehen Buchungsgewinne, die den einzelnen gGmbHs ermöglichen, eigenständig zu wirtschaften. Der Gegenwert für Dienstleistungen geht nicht unter, sondern findet Eingang in Bilanzen sowie in Gewinn- und Verlustrechnungen.

Es gibt also nicht nur externe, sondern auch interne Dienstleistung. Zur Konzeption gehört ein gegenseitiger Leistungsaustausch. So geschieht z.B. die betriebsärztliche Versorgung in den anderen Gesellschaften durch die St.Lukas-Klinik; die Fahrzeuge der Gesellschaften werden durch das Berufsbildungswerk gewartet usw. Und die Stiftung als Holding erbringt zentrale Dienstleistungen für die Tochtergesellschaften - und kontrolliert sie zugleich umfassend, steuert sie wirtschaftlich und in ihren Entwicklungskonzeptionen. Aus all dem ergeben sich offenbar erhebliche synergetische Effekte. In betriebswirtschaftlicher Logik ist eine solche Konzeption fast der Stein der Weisen.

Charakteristika der neuen Struktur jeder Gesellschaft:

Stiftung Liebenau

Anforderungsprinzipien in den jeweiligen gGmbHs als selbständigen sozialen Unternehmen:

- kurze Entscheidungswege, flache Hierarchien
- ganzheitliche Aufgabenerfüllung (fachliche Kompetenz und Entscheidungsbefugnis in einer Hand, Wegfall von Querschnittsaufgaben)
- Ineinander von fachlicher und wirtschaftlicher Kompetenz (Kriterium bei Stellenbesetzung)
- kleinere, fachlich spezialisierte Einheiten
- direkte Zuordnung von Betrieb und Risiken des Unternehmens

Um die unternehmerischen Herausforderungen bestehen zu können, wurden die zur Zeit vielbeschworenen flachen Hierarchien mit kurzen Entscheidungswegen eingeführt; d.h., die Leitung wird "kleingehalten", und die Differenzierungen der unter der Leitung tätigen Mitarbeiter/-innen werden eingeschränkt oder weitgehend aufgehoben: sie stellen sich zu verschiedenen fachlich spezialisierten Einheiten, Arbeitsgruppen u.ä. zusammen - je nach veränderter Betriebsaufgabe in den Marktherausforderungen.

Durch das Zusammenhandeln fachlicher und wirtschaftlicher Kompetenz wie durch die damit verbundene neuartige Verantwortungsverteilung für "Erfolg" oder Risiko für das Unternehmensganze entstanden Kompetenzplateaus, die mit den seitherigen dienstrechtlichen u.a. Systematiken tatsächlich nicht mehr einzufangen sind.

Und: "Klassische" Querschnittsaufgaben (wie sie z.B. Referenten/-innen in Geschäftsstellen Diakonischer

Werke o.ä. für Mitgliedseinrichtungen erfüllen) entfallen, Entscheidungsbefugnisse verlagern sich zu den o.g. Einheiten hin.

Der Vorstand leitet die Holding und ist dem Aufsichtsrat rechenschaftspflichtig. Die Gesellschafter, die die Gesellschaften überwachen, bilden den Vorstand. Die Geschäftsführer sind den Gesellschaftern rechenschaftspflichtig.

Im Bereich konfessioneller sozialer Arbeit gibt es m.W. bislang keine **Aktiengesellschaften**, wohl aber andernorts. Es ist m.E. eine Frage der Zeit, bis es z.B. die Diakonie-Aktie gibt, durch die Anleger gemäßigt gewinnbringend - so daß es ethisch *und* wirtschaftlich gewinnbringend ist - an sozialer Arbeit, die Gewinne abwirft, profitieren können.

frühere Folie

Aktuelle Reaktionen bei Verbänden:

- > Rechtliche Umwandlungen (Vereine u.a. werden zu gGmbHs)
- > oder Zweiteilung (z.B. in einen Idealverein und ein ökonomisch zu führendes Element).
- > Entstehung von Holdings, die gGmbHs unter sich versammeln.
- > Dienstleistungsflexibilisierung
- > Catering-Sozialarbeit
- > Leasing- und Miet-Sozialarbeit
- > Franchising
- > Flexibilisierung sozialer Räume
- > Herauslösung von Einrichtungen aus verbandlicher Bindung
- > Herauslösung von Mitarbeitern/-innen aus verbandlicher Bindung

- Daß man künftig - getreu der Service-Logik - im Extrem eigentlich nur noch ein Haus und ein Management braucht und alles andere durch "angemietete" Service-Unternehmen (von denen man sich ggf. auch wieder risikolos trennen kann) tun lassen kann - also Ernährung, Reinigung und ... die Pflege ! - , realisierte z.B. eine Caritas-Einrichtung in Frankfurt/M. Die Mitarbeiterschaft, also die Größe, die bislang den Festposten und den Identitätsfaktor kirchlicher Sozialarbeit ausmachte, ist hier völlig disponibel - was nach Auskunft von Kennern des Modells freilich gerade dazu geführt hat, daß bestimmte ethische Erwartungen des Trägers eher durchsetzbar sind als mit eigener Mannschaft. Die Caritas hat das Modell zwischenzeitlich abgebrochen.

- Man kann Lizenzen vergeben an selbständige Sozialunternehmer für ein Sozialkonzept, das Controlling dafür gewährleisten und einen Anteil des Gewinns erhalten.

- Man kann auch ganze Einrichtungen "mieten": irgendjemand tritt als Sponsor auf, und die Diakonie steigt ein als Betreiber.

- Vor allem private Anbieter überlegen offenbar zur Zeit, ob sie Hilfebedürftige nicht gleich in die Billiglohnländer schaffen - nachdem es z.T. Probleme mit dem Import von pflegenden Billiglohnkräften (z.B. aus Osteuropa) nach Deutschland gibt.

Mit solchen Konzepten werden nicht nur Einkünfte und Mitarbeiterschaften "flexibilisiert", sondern auch die Räume, in denen Hilfe geschieht, werden "bewegt".

- Oder es gibt auch das: Mitarbeiter traditioneller Einrichtungen machen sich mit dem dort erworbenen Wissen selbständig und nehmen ihre Klienten und Patienten gleich mit. Die Verhältnisse fördern halt mannigfach die Entstehung privatisierter sozialer Arbeit.

Es sieht zur Zeit so aus, als ob man dort, wo man gewohnte Strukturen und Muster beibehalten und die Standards retten will, nur die Möglichkeit hat, über Fördervereine oder genossenschaftsähnliche Formen die Finanzierungsbasis zu verbessern: ansonsten lautet die Parole - auch bei kirchlichen Geldgeberstellen: Zurückfahren in kleinen, sozialverträglichen Schritten - ggf. unter Einsatz nicht mehr nur professioneller Mitarbeiterschaften (in Fachkreisen wird nachgedacht über sinnvolle Möglichkeiten von time-sharing, d.h., sich überlappende Nutzung, daher bessere Auslastung von Mitarbeitern und Räumen, neue Formen der Elternmitarbeit in Kindergärten usw.; die meisten neuen Konzeptionen von sozialer Netzworkebildung beruhen auf der Zusammenarbeit weniger Sozialfachkräfte und zahlreicher Volunteers; auch das nordrhein-westfälische Modellprojekt der Sozialgemeinde bezieht einen sog. Wohlfahrtsmix auf z.B. sich selbst vertretende

Bürgergruppen).

In neuester caritas- und diakoniewissenschaftlicher Fachliteratur deutet sich an, wie Sozialarbeit aussehen müßte, die einigermaßen zu den soziallogischen Veränderungen, die sich ankündigen, paßt: Sozialarbeit erscheint zunehmend

- > als Management sozialer Dienstleistungen (d.h. z.B., unter Fragestellungen wie Kundengerechtigkeit, Verknüpfung externer mit interner Dienstleistung, Markterschließung, Wirtschaftlichkeit),
 - > als marketing-orientiertes Handeln (d.h. z.B. Imagekontrolle, Beherrschung marketing-politischer Instrumentarien, "Werbe"-Konzeptionen usw.),
 - > als möglichst optimales Zeit- und Ressourcenmanagement,
 - > als zielplanungsbestimmtes Arbeiten, unter Flexibilisierungs-, Dispositions- und Neuplazierungsbereitschaft (d.h., unter Bedingungen von Modernisierungsmanagement, Qualitätsmanagement und Personalentwicklung)
- d.h. auch, unter stufenweisem Verlust der bislang "sicheren" Handlungsbedingungen und Arbeitsstrukturen, vor allem bei Behörden und Verbänden der freien Wohlfahrtspflege.

Mittelfristig könnte der Trend nicht nur zur Privatisierung des Sozialen, sondern auch zur Privatisierung von Sozialarbeit gehen: einer sich auf Honorarbasis selbst auf dem Markt erhaltenden.

> Die Profilfrage stellt sich neu und verschärft: wie kann unter Marktbedingungen und unter dem Zwang, Standards zu definieren, diakonisches Profil hergestellt werden? Wie kann soziale Arbeit wirtschaftlich und christlich sein? Wie bekommen wir Ethik und Effizienz zusammen? Es geht darum, "Weltanschauung" in Form von Dienstleistungsproduktion und ihrer Konkretion entsprechend auch schon im Angebot glaubwürdig zu machen.

Dieser Zwang konfessioneller Anbieter, gegenüber Kassen und Kunden nun auch christliche Standards definieren zu müssen, ist nicht nur negativ. Es tut uns a u c h gut, über bestimmte Fragen nachzudenken und sie zu beantworten: Was heißt Nächstenliebe beim Füttern, bei der Intimpflege?

Vor allem auf vier generelle Erfordernisse muß sich m.E. die gesamte Diakonie zur Zeit, wie es scheint, mehr und mehr einrichten:

1. auf neue Steuerungsmodelle: auf Budgetierungen und (auf kommunaler und Länderebene) Formen des Kontraktmanagements (die Kommune wird z.B. zur Holding, die überprüft, ob der output der sozialen Dienstleister stimmt).
2. Die Diakonie wird sich einlassen müssen - und das sollte ihr nicht schwerfallen - auf die sog. Kundenorientierung, die Orientierung an den Bedürfnissen der "Leistungsnehmer". Der herkömmlichen sozialen Arbeit wurde in Politik und auch in Träger- und Fachliteratur zunehmend vorgeworfen, mehr von eigenen internen Bedürfnissen als von denen der Leistungsempfänger bestimmt gewesen zu sein, aus Patienten und Klienten Objekte organisierter Hilfe gemacht zu haben. Soziales Handeln gewinnt demgegenüber zur Zeit mehr und mehr Aushandlungscharakter zwischen Anbietern und Kunden, wird Tauschmarkt. Im Pflegebereich findet das Austausch-Element z.B. in einem Zeitwert-Verfahren seinen Niederschlag.
3. Sie muß sich an den gesellschaftlichen Bedarfslagen orientieren. Und die gesellschaftliche Bedarfslage wird uns kurz und bündig vorgehalten: Deregulierung; d.h. Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit.
4. Und sie muß sich an ihrem evangelischen Selbstverständnis orientieren. Diese Aufgabe und dieses Problem sind grundsätzlich nicht neu. Neu ist, daß künftig "Weltanschauung" in Form von Dienstleistungsproduktion und ihrer Konkretion entsprechend auch schon im Angebot glaubwürdig zu machen sein wird.

Ich komme zum Schluß.

Es ist vielleicht deutlich geworden, daß das Dienstleistungskonzept in den neuen Unternehmensformen sozialer Arbeit nicht zu schlicht verstanden werden darf; es ist mehr als nur ein neues Regelungsprinzip zwischen Anbietern und Kunden. Das wohl auch. Und es ist schon schwer, sich in Ausbildung und Studium darauf einzustellen: auf neue wirtschaftliche Handlungsprinzipien der Sozialarbeit.

Aber darüber hinaus entstehen äußerst verwickelte, sich selbst untereinander Dienstleistungen erbringende, sich gegenseitig bewirtschaftende, ausplanende und kontrollierende Dienstleistungsunternehmen als synergetische Wirtschaftskomplexe. Es sind eigenständige Markt- und Wirtschaftsräume. Das heißt z.B.: der soziale Markt ist zwar insgesamt bunter geworden, es gibt tatsächlich Anbieterkonkurrenzen. Aber es entstehen zugleich auch neuartige Kartelle, die die Tendenz zur Marktbeherrschung und -kontrolle in sich bergen.

Ein anderes strukturlogisches Problem ist m.E. unabweisbar. Durch die Entwicklungen, die ich ausschnitthaft dargestellt habe, werden rekursive Prozesse gefördert, Prozesse aus sich selbst begründenden Gründen. Die

wirtschaftlichen Sozialunternehmen entstehen **wegen** der schon offenbaren und noch zunehmenden Unsicherheiten öffentlicher Finanzierungssysteme. Umgekehrt werden die wirtschaftlich selbstlaufenden sozialen Unternehmen den Staat zu weiteren Rückzügen ermutigen - ohne daß der seine Einsparungen den Bürgern zurückerstattet. Das verspricht kein gutes Geschäft zu werden: für die kleinen Leute und die Marktverlierer unter den Anbietern.

Leitbild als Wegweiser für die Zukunft

Referat beim Leitbildtag, 19. Mai 2000, im Diakonischen Werk Württemberg

Sie wünschten sich eine Leitbildverortung in Spannungsfeldern. Das ist mutig.

Heribert Renn, diakonischer Verbandsjurist und Verfasser wichtiger sozialrechtlicher Handbücher, sagte kürzlich: „Leitlinien sind ideologische Texte. Sie dienen der Verschleierung. Daher heißen sie auch Leitlinien und nicht Konzepte.“

Ich möchte im folgenden versuchen, beides aneinander zu messen:

Ihr Leitbild und dieses Verdikt. Bewahrheitet sich das eine am andern? Oder nicht? Danach werde ich eher in der Lage sein, zu einer Meinungsbildung darüber zu kommen, ob dieses Leitbild ein Wegweiser für die Zukunft sein kann.

Ich stelle mir vor, das Bild, das Leitbild, hat einen Rahmen; dieser Rahmen hat vier Leisten. Über vier Leisten von den möglichen Rahmen-Bedingungen Ihres Leitbildes möchte ich sprechen. Von da aus immer wieder einen Blick auf das Bild, das Leitbild, werfend.

Erste Leiste (oder erster Teil der Rahmenbedingungen): Zeitgeist, Gesellschaftsentwicklung und protestantischer Protest

Das kam ja u.a. heraus bei den kirchensoziologischen Erhebungen der letzten Jahrzehnte: die Evangelischen fragen ja gar nicht: Was ist die Kirche? Was bedeutet mir die Kirche? Sondern vielmehr: Was *leistet* die Kirche?

Die evangelische Kirche, aus dem Protest gegen das römisch-katholische Leistungschristentum entstanden - Was muß ich religiös leisten, um vor Gott besser zu sein? - , wird heutzutage selbst an Leistungskategorien gemessen. Noch ärger vielleicht: sie *läßt* sich daran messen!

Dabei liegt es evtl. nur an der Art, wie manche Soziologen die Leute befragen: eher nach Funktion als nach Sinn, daß solche Dinge herauskamen. Sei's drum. Weder unsere ev. Kirche noch die Diakonie haben diese Kompromittierung dadurch beantwortet, daß sie sich, theologiegestützt, kritisch mit dieser Art, mit ihnen umzugehen, auseinandersetzen. Es geht ja schließlich ans „Eingemachte“, um den protestantischen Sinn. Sondern sie haben sich den Schuh angezogen - und sitzen irgendwie in der Falle soziologischer, leistungsethischer u.a. Selbstrechtfertigung. Und diese Verlegenheit unterfüttert viele Texte dieser Tage.

Auch einen anderen Schuh aus verwandter Werkstatt haben wir uns angezogen, merkwürdigerweise gerade auch in der Diakonie. Wir haben uns den alten, den ganz alten homo oeconomicus wiederaufdrehen lassen, den Menschen, der von der Wirtschaft entworfen und auf die Wirtschaft hin entworfen wird. Die Wirtschaft als unsere eigentliche Natur! Wir haben nicht oder nicht laut genug dagegen protestiert, als diese Unsinnsidee auch noch den bis dahin letzten von ihr leidlich freien Raum eroberte, den Raum sozialen Handelns. Indem wir nicht protestiert haben, sondern uns in z.T. vorauseilendem Gehorsam darauf eingerichtet haben, haben wir den Säkularisierungsdruck auf die soziale Arbeit noch verstärkt, aber auch den Druck auf die, die wir beherbergen und betreuen; wir lassen zu, daß unsere Zuwendung nach z.T. dubiosen Klassifizierungen bemessen wird; und: Opfer, die dieses Wirtschaftssystem ausgespien hat, landen jetzt in Hilfesystemen, die derselben Systemlogik folgen.

Die Diakonie hat ja, anfangs in Gestalt der Inneren Mission, mindestens fünf politische Systeme und deren wirtschaftliche und soziale Logik erlebt und überlebt: die deutsche Kleinstaaterei, das Kaiserreich, die Weimarer Republik, die Nazi-Herrschaft und schließlich die Bundesrepublik - und die Diakonie im Osten hat

als sechstes System die DDR überlebt (vielleicht noch nicht ganz, aber sie ist dabei). Wird die Diakonie auch das nächste System erleben und überleben? Mit den abzusehenden Krisen unserer sozialen Sicherungssysteme wird sich vieles ändern - was wir am liebsten gar nicht andenken.

Mein Kollege Reimer Gronemeyer erwartet das „soziale Erdbeben“ in gar nicht so ferner Zeit - was zu bedenken wäre, wenn die Zukunftsfähigkeit eines Leitbilds bedacht werden soll. Das Erdbeben werde mit einiger Sicherheit ausgelöst vom Abriß zweier tragender Säulen unserer bisherigen Gesellschaft, nämlich der Arbeitsgesellschaft mit ihrer Sozialstruktur und der Familie.

Er führt als Beweis an, daß die vor kurzem noch gefürchtete Zwei-Drittel-Gesellschaft bereits in Erosion sei, schon absehbar in eine Vier-Viertel-Gesellschaft übergehe: künftig werde etwa ein Viertel der Berufsfähigen noch einen vollen Beruf ausüben, ein anderes Viertel werde Teilzeitbeschäftigungen finden, ein weiteres Viertel sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser zu halten versuchen, und ein Viertel werde arbeitslos sein.

Wie gesagt, nicht nur die herkömmliche Arbeit, sondern auch die Sozialstruktur, die mit der Arbeitsgesellschaft verbunden war, die sieht er mit ihr dahingehen. Kollegialität, Solidarität, Anständigkeitsregeln am Arbeitsplatz, die ins Leben hineinwirken, ja sogar wirklich so etwas wie Arbeits-Moral, die sich ein Stück mit öffentlicher Moral im allgemeinen und familiärer Erziehung deckt: das geht derzeit gründlich kaputt. Auf der anderen Seite versackt auch die Dienstgebermoral: in der shareholder-value- Mentalität, die weithin geschichtslos und auch entgrenzt wirtschaftet, alte Firmenstrukturen gnadenlos ruiniert, ohne daß sicher ist, wie lange die neuen tragen.

Gronemeyer vertrat seine Thesen kürzlich bei einem Vortrag in einer großen diakonischen Einrichtung. Da waren auch Leitungspersonen anwesend und konnten dem entgegenhalten, daß wir ja jetzt überall Qualitätskontrollen einführen bzw. einführen müssen, um eine anständige Arbeit doch gerade garantieren zu können.

Der Soziologe und Theologe Gronemeyer meinte, gerade derlei sei das Krisensymptom: wir hätten bereits begonnen, die Moral an Lesegeräte und Tabellen abzutreten. Wörtlich: „Mit der Einführung von mechanisierten Qualitätskontrollen haben wir uns bereits von der verinnerlichten Moral verabschiedet“.

Wenn ich bedenke, für wieviele Menschen derzeit sogar soziale Arbeit jeden Sinn verliert - etwa in der stationären Pflege -, dann nistet sich in mir ein gewisses Verständnis für Gronemeyer ein.

Der Leiter eines diakonischen Senioren-Pflegeheims sagte mir neulich: „In einem Heim wie meinem möchte ich einmal nicht gepflegt werden.“

Und die Frage gesellt sich gleich dazu: Dürfen wir in Kirche und Diakonie zu dieser ganzen Erosion beitragen? Wo blieb, wo bleibt eigentlich der protestantische Protest gegen den neuen Angriff eines alten wirtschaftlichen Programms? Was lassen wir mit uns passieren?

Die andere Ursache des sozialen Erdbebens, das Gronemeyer in absehbarer Zeit erwartet, ist die Demontage der tragenden Säule Familie. Matthias Horx, der Trendforscher, formuliert: vor allem Paare mit Kindern seien dabei, „eine gewaltige Schlacht zu verlieren: die um die Tonangabe in der Gesellschaft. Noch bis vor zwanzig Jahren dirigierte die Majorität der Familien mit Kindern Politik, Ökonomie und Kultur. Alle wichtigen Errungenschaften, sei es [damals, H.S.] die Vierzig-Stunden-Woche, die Wochenend-Freizeit, der Sozialstaat oder das öffentliche Schulwesen, wurden von den Familien gefordert, durchgesetzt und bewahrt. Die Kleinfamilien bestimmten den Wohnungsbau und die Urlaubsangebote, die Bausparkassen-Verträge und das Erbrecht. Ihre Interessen dominierten die Warenwelt, die Kulturwelt und die soziale Feinregulierung der Gesellschaft, also das, was sich gehört (und was nicht). Ihre Interessen ermöglichten Wahlsiege, schufen Institutionen und entfachten Ideologien. Familien mit Kindern waren sozusagen der Stoff, aus dem Gesellschaft war. Das ändert sich radikal.“

Was für ein Bild! Es zeichnet Ehe und Familie als die großen gesellschaftlichen Verlierer, Industrie und Politik und Medien fast ohnmächtig ausgeliefert.

Und dabei steht der Familie eine der größten Herausforderungen ins Haus, die die Geschichte kennt: die Bewältigung der generativen Krise, das horrende Altern der Gesellschaft. Der sog. Individualisierungsdruck beschädigt die Familie. Und der einzelne ist mehr und mehr zu persönlichem Sinnmanagement genötigt, sich den Sinn seines Lebens selbst zu geben - und reißt dabei, wie Ulrich Beck so einprägsam formuliert, ständig seine Wurzeln aus, um zu sehen, ob sie noch gesund sind.

Was soll die Rolle der Diakonie sein in der Erosion der Arbeitsgesellschaft und der Familie? Das Leitbild fordert im einleitenden theologischen Teil „Solidarität mit den Schwachen“ ein. Vielleicht sollte *überhaupt*

solidarisches Denken wieder eingefordert werden, denn Gottes und Jesu Menschenfreundlichkeit sind unteilbar.

Dem Sozialhilferecht liegen ja auch eigentlich die Leitvorstellungen Solidarität und Subsidiarität zugrunde; das dritte, lange wirksame Prinzip, das der Gemeinnützigkeit, wird zwar nur steuerrechtlich wirksam, war aber eine ethische Herausforderung für viele Träger sozialer Arbeit. Solidarität, Subsidiarität, Gemeinnützigkeit wurden in den letzten Jahren ausgehöhlt und ersetzt durch Ordnungsprinzipien des Marktes - wie Wettbewerb, Wirtschaftlichkeit usw. oder durch servicebetriebliche Vorstellungen. Es darf uns also gar nicht nur um den gefährdeten Menschen gehen. Es geht im Tiefsten auch um unsere Gefährdung. Auch sie ist unteilbar. Aufgabe der Diakonie kann nicht nur "die Mitgestaltung einer gerechten und solidarischen Gesellschaft" sein, sondern vornehmlich auch die Gestaltung einer gerechten und solidarischen Diakonie.

Wie werden wir uns entscheiden in der Diakonie im Blick auf die bröckelnde Säule Familie? Wenn man nämlich darüber nachdenkt, wie man mit der Wissenschaftslage umgehen soll, muß ein Urteil gefällt werden. Haben wir es mit einer Krise von Ehe und Familie zu tun? Oder ist das Rennen tatsächlich gelaufen, und zwar in Richtung auf künftig ganz normale postmoderne Lebensformen? Multiple Formen, auf die sich traditionelles Bewußtsein und schwerfällige Institutionen der Gesellschaft lediglich noch nicht eingestellt haben? Krisenmodell oder Auslaufmodell?

Das Krisenmodell bedeutet: Ehe und Familie brauchen Hilfen in der Krise und zu deren Bewältigung; die Zeitläufte sind ehe- und familienwidrig, also hat die Gesellschaft ehe- und familienentlastende Angebote bereitzustellen, familienstützende, - fördernde, - begleitende Maßnahmen. Kindergärten, sozialpädagogische Familienhilfe, Ehe- und Familienberatung. Leitinteresse: Ehe und Familie als fundamentale oder gar „natürliche“ Ordnungen müssen auch unter völlig gewandelten Existenzbedingungen sinnvolle Funktionen haben können, lebensfähig sein können. Ehe und Familie geraten hier in den Sog von „Therapie“ im weitesten Sinne. Ehe und Familie leiden unter widrigen Verhältnissen, werden krank, aber ihnen kann geholfen werden. Modell „Patient Familie“ halt.

Die andere Betrachtungsweise hält die Trends für unumkehrbar. Sie sind Teil eines gesellschaftlichen Umbaus, eines epochalen gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses. Ehe und Familie sind darin zu immer mehr Selbstmanagement gezwungen. Der Sozialstaat versteht sich nicht mehr vorrangig als Reparaturbetrieb, nimmt sich Stück um Stück zurück. Zugleich soll die Eigenverantwortung wachsen. Wer Risiken eingeht, soll auch dafür bezahlen. Umgekehrt: Nach unserer politisch gewollten neuen Soziallogik kann z.B. die Pflege der Alten in der Familie zum Teil des Familieneinkommens werden. Entweder ihr machts selber und kriegt Geld dafür - oder ihr laßt andere machen und bezahlt dafür.

Familiarität gerät in den Sog der Dienstleistungslogik. Wird zu ihrem Teil. Werden wir das fördern durch unser Dienstleistungsverständnis? Funktionalisieren wir Familie mit, indem wir uns eingelassen haben auf politisch gewünschte Modelle? Die Lage ist schwierig zu beurteilen. U.Beck dazu: „Wir schlittern ... in ein neuartiges gesellschaftliches Gefüge, für das wir noch keinen Begriff und damit auch keinen Blick haben.“

So bleibt als Feststellung: Das Leitbild hat eine ausgeprägt individualistische Sicht der Hilfebedürftigkeit. Ich erkläre mir das dadurch, daß diakonische Stellen großteils sozialgesetzbuchlich und sozialhilfegesetzlich finanziert werden - und dem liegen Individualrechte gemäß den Sozialgesetzbüchern zugrunde. So erkläre ich mir auch den Titel des Leitbilds.

Zweite Leiste (oder zweiter Teil der Rahmenbedingungen): „Zuerst der Mensch“ (ein Zitat)

Bis 1914 finanzierte sich die Diakonie weit überwiegend durch Vereine und Spenden. Der Verein war, seit den deutschen Fürsten

1848 in der Paulskirche das Vereinsrecht abgetrotzt worden war, die dominierende Rechtsform der organisierten Nächstenliebe. Diese Nächstenliebe sprang in die Bresche, in das soziale Vakuum: die alten sozialen Sicherungssysteme trugen nicht mehr, die Mehrgenerationen-Lebensgemeinschaften, die wir gern als Großfamilien bezeichnen, die Ordnungen der dörflichen, agrarischen Gesellschaft.

Die direkten und indirekten Opfer der Industrialisierung waren die ersten Hilfebedürftigen der Inneren Mission: die bettelarmen Wanderarbeiter ebenso wie diejenigen, die keinen familiären Hintergrund und Schutz mehr hatten, die unversorgten oder verwaorsten Kinder, die Waisenkinder, die armen Krüppel, die vom Elendsalkoholismus Demolierten und ganz Zerstörten. Menschen, für die es noch keine sozialpolitische Absicherung gab. Für sie tat das Vereinschristentum unendlich viel. In vielen Schulbüchern und anderen Texten zehrt aber noch heute Diakonie von diesem Hilfebedürftigenbild aus der Zeit Bodelschwings, Wicherns, Löhes u.v.a.

Dann nahte das Ende des Kaiserreichs, und speziell die Zeit des Ersten Weltkriegs war der Beginn eines historischen Arrangements, das bis heute nachwirkt. Die Bedeutung der Kriegsämterwirtschaft für die künftige Rolle der freien Wohlfahrtspflege ist wenig bekannt. Besagte Kriegsämterwirtschaft entfachte einen bis dato nicht gekannten Regelungs- und Bürokratisierungsschub:

der kriegführende Staat setzte einen Staatskommissar zur Regelung der Wohlfahrtspflege ein, eignete sich die Zuständigkeit für zuvor staatsfreie Räume der Hilfe an; da diese Räume aber z.T. schon besetzt waren, vor allem auch durch Vereine der Inneren Mission, mußten neuartige Verkehrsformen entwickelt werden, die im allgemeinen in mehr staatlichem Geld, aber auch mehr staatlicher Kontrolle bestanden.

Gleichzeitig spaltete sich die Typologie der Hilfebedürftigkeit. Bis dahin hatte sich die Innere Mission mit den klassischen Armen und Hilfebedürftigen beschäftigt. Nun waren da neue Hilfsbedürftige, Kriegsopfer, Kriegsversehrte, Kriegerswitwen und -waisen. Die Fürsorge war nicht länger ein Klassenproblem, sondern wurde ein Volksproblem. Dem Bürgertum widerfuhr der Rollentausch vom Subjekt zum Objekt der Hilfe. Ein völlig anderer Typ des Hilfebedürftigen! Ein durchaus eigentlich gutbürgerlicher.

Die staatlichen Hilfen allein konnten die neue Massennot nicht bewältigen, die Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege für sich auch nicht. Es entstand eine Zwangsgemeinschaft aus öffentlicher und privater Fürsorge - eine Vorstufe zum späteren intermediären Modell. Bis dahin minderausgestattete Handlungsfelder der Inneren Mission, z.B. die Behindertenhilfe, erfuhren eine starke Aufwertung. Die Innere Mission etablierte sich in zusätzlichen Sektoren (etwa im Rahmen der Vaterländischen Hilfsdienste). Als dann der Weimarer Sozialstaat kam, war die Innere Mission voll im Geschirr. Die Einbindung in sozialstaatliche und ordnungspolitische Aufgaben konnte beginnen. Die Diakonie bekam mit dem im Leitbild erwähnten Menschen zu tun, der einen Rechtsanspruch auf Hilfe hatte, der gerade nicht mehr von der Freiwilligkeit und Beliebigkeit christlicher Privatwohlthätigkeit abhängig sein sollte.

Tatsächlich dankte die Weimarer Republik den Wohlfahrtsverbänden ihre Hilfe und band sie subsidiär ein: im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz von 1922 und in der Fürsorgepflichtverordnung 1924. In letzterer hieß es z.B.: „Das Land kann einzelne der Aufgaben, die diese Verordnung den Fürsorgeverbänden überträgt, unter seiner Verantwortung auch Verbänden oder Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege übertragen, sofern sie damit einverstanden sind. - Die Fürsorgeverbände sollen eigene Einrichtungen nicht neu schaffen, soweit geeignete Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege ausreichend vorhanden sind.“

Später, im bundesrepublikanischen Bundessozialhilfegesetz von 1961, hieß es analog: „Wird die Hilfe im Einzelfall durch die freie Wohlfahrtspflege gewährleistet, sollen die Träger der Sozialhilfe von der Durchführung eigener Maßnahmen absehen...“ Wozu sich die freie Wohlfahrtspflege imstande sieht, das soll sie mit Vorrang auch tun können, und der Staat soll sie instand setzen, ihre profilierte soziale Arbeit zu tun.

Subsidiarität: sie machte einerseits eine eigenwirtschaftliche Diakonie verzichtbar; andererseits war die Arbeit nicht mehr durch Vereinsbeiträge oder Spenden finanzierbar. Die freie Wohlfahrtspflege, so auch die Diakonie, empfing öffentliche Mittel, zum Teil solche, die sie in Pflegesatzverhandlungen mit ausgehandelt hatte, und verwandelte sie in gute Taten. Manche nannten das die „Verstaatlichung“ der Diakonie, und manche fanden das schlimm - wie z.B. R. Leudesdorff, und manche nicht so schlimm - wie z.B. J. Degen, die in den siebziger Jahren vehement öffentlich darüber stritten. Es gab schon auch Skrupel.

Es waren gleichwohl die „goldenen Zeiten“ der Diakonie:

- > Sie hatte ihre Hilfebedürftigen sozusagen „sicher“.
- > Sie konnte eine professionelle Struktur unterhalten
- > und gleichzeitig ihren christlichen Charakter geltend machen
- > sowie ihre Mitarbeiterschaften nach gesellschaftsüblichen Regeln sichern - gemäß öffentlichem Dienstrecht.

Und das Ganze strukturlogisch angesiedelt z w i s c h e n erwerbs- und staatswirtschaftlichem Bereich. In dieser Phase verzeichnete die Diakonie einen gewaltigen Expansionsschub: zwischen 1970 und 1990 wuchs die Zahl der diakonischen Einrichtungen um ein Drittel, die Mitarbeiterschaft um 52%. Dank neu erkannter und dank neu zugewiesener Hilfebedürftigkeit.

Und dann kam Mitte der neunziger Jahre, also vor wenigen Jahren, der Sozialmarkt über uns. Er ist politisch gewollt. Daher handelt es sich nicht einfach um eine mehr oder weniger stürmische „Entwicklung“, sondern um einen kalkulierten Bruch mit der seitherigen Soziallogik. Dafür spricht die Gleichzeitigkeit dreier marktfördernder Neuerungen, die sich gegenseitig in ihrer Wirkung verstärken: das Selbstkostendeckungsprinzip im Sozialhilferecht wurde abgeschafft, die Pflegeversicherung wurde eingeführt; und Marktmechanismen wurden durch die Öffnung des Anbietermarkts in Gang gebracht, dadurch, daß es nun selbständig wirtschaftende konkurrierende Anbieter geben muß.

Gefördert wird diese Entwicklung auch durch „Europa“. Nach einem Urteil des Europäischen Gerichtshofes fallen auch Tätigkeiten von Religionsgemeinschaften, wenn sie Dienstleistungscharakter haben, unter die Marktgesetze.

Die Änderung des BSHG (§ 93,2) und die Prinzipien des SGB XI haben gedeckelte Budgets, prospektive Pflegesätze, die Ökonomisierung der sozialen Arbeit hervorgebracht.

Und eine neue Theologie. In einem ARD-Fernsehfilm mit dem Titel „Pflege ohne Zuwendung?“ sagte eingangs ein Heimleiter:

„Für mich als Leiter einer Alten- und Pflegeeinrichtung ist die Pflegeversicherung eine Aufforderung zur unterlassenen Hilfeleistung.“ Aber später im Film konterte der Geschäftsführer einer schwäbischen GmbH, die Mitglied im DW ist, mit einer verblüffenden Exegese des Barmherzigen Samariters: „Der Barmherzige Samariter hat den Notleidenden aufgelesen, mitgenommen, in die nächste Gastwirtschaft, hat ihn dort untergebracht und dem Wirt erklärt, er möge ihn pflegen, bis er nach Hause könne. Wir definieren das heute als eine Grundversorgung, die auch für jedermann als menschenwürdige Grundversorgung in Pflegeheimen und Krankenhäusern angebracht ist. Der Barmherzige Samariter hat aber nicht den unter die Räuber Gefallenen auf die Halbinsel Sinai zur Kur geschickt, also ihm ein Luxusangebot gemacht, das über die Grundversorgung hinausging, sondern hat eben nur eine Grundversorgung garantiert. Das werden wir in Zukunft auch in unseren Einrichtungen sehen müssen: bis dahin geht einmal der christliche Nächste. Und sobald zusätzliche Bedürfnisse entstehen, beginnt der marktwirtschaftliche Kunde.“

Ihr Leitbild bleibt bei dem Menschen stehen, der einen Rechtsanspruch auf Hilfe hat. Da gibt es aber jetzt auch noch den anderen Menschen: wir dienen ihm nicht mehr nur, sondern wir dienen uns ihm an. Er muß sich uns leisten können, unsere Dienstleistung. Es gibt 1- und 5-Sterne-Diakonie.

3. Leiste (oder dritter Teil der Rahmenbedingungen): Der Verband

Im allgemeinen hat ein diakonischer Landesverband gegenüber seinen Mitgliedern bzw. für seine Mitglieder bestimmte Service-Aufgaben; dazu gehören:

- Die Entwicklung theologischer Leitbilder,
- Entwicklung von Grundsätzen diakonischer Arbeit, auch von diakoniepolitischen,
- das Erstellen arbeitsfeldbezogener Konzepte,
- Information über rechtliche und fachspezifische Entwicklungen,
- die Kommentierung all dessen
- die Codifizierung und Fortschreibung des Arbeitsrechts,
- die Begleitung von Mitgliedern bei Entgeltverhandlungen mit den Kostenträgern,
- Buchhaltung und Rechnungsprüfung für Mitglieder,
- Fortbildung, Weiterbildung,
- Beratungsaufgaben in allen Rechtsfragen, wirtschaftliche Beratung uä.
- und Öffentlichkeitsarbeit, die unter dem Service-Begriff vielleicht nicht immer ganz zu fassen ist.

Ein diakonischer Landesverband muß zudem allgemein Lobbyarbeit leisten und Netzwerke schaffen und halten unter den Mitgliedern, zwischen ihnen und mit Gesellschaft und Kirche.

Das ist eigentlich schon seit längerem landesverbandlicher Standard.

Die o.g. sozialpolitischen Kursänderungen haben die Situation der Landesverbände nicht einfacher gemacht. Ich beobachte, daß in einigen Landesverbänden die Lage sogar ausgesprochen schwierig geworden ist.

Nach wie vor werden in der Regel Rahmenvereinbarungen mit den Wohlfahrtsverbänden geschlossen, und die Verbandsmitglieder treten den Vereinbarungen bei. - Es kommt daneben aber immer öfter - und das gehört zur politisch gewollten neuen Soziallogik - zu direkten Vereinbarungen zwischen Kassen und Leistungserbringern, und somit verlagern sich Entscheidungsbefugnisse zur Basis hin; die klassischen Querschnittsaufgaben, wie sie z.B. Referentinnen und Referenten bei Diakonischen Werken für die Mitgliedereinrichtungen wahrgenommen haben, entfallen dann zunehmend.

Davon unbeschadet: die Entlastungsleistung durch Diakonische Werke ist z.T. beträchtlich. Landesverbandliche Information setzt die Mitglieder instand, manches überhaupt noch zu überblicken.

Es ist fast unmöglich, das, was seit einigen Jahren an sozial-politischen Informationen anfällt, auch: was etwa Landeswohlfahrtsverbänden so einfällt, noch sachlich zu handhaben.

Diakonische Werke sind als Informations-Pools wichtig; aber sie brauchen die Kompetenz und die Instrumentarien, die Informationen ggf. stellvertretend zu interpretieren und zu streuen. Dabei ist informelle Verteilungsgerechtigkeit wichtig; während meiner Tätigkeit auf EKD-Ebene lernte ich Diakonische Werke kennen, die, um differenzierte Verbandspolitik gegenüber den eigenen Mitgliedern zu betreiben, mit Information durchaus selektiv umgingen, Mitglieder durchaus unterschiedlich „bedienten“. Die anscheinend unvermeidliche Lust an Herrschaftswissen stärkt die persönliche Position und schwächt das Werk. Es ehrt das DW Württemberg, daß es diesbezüglich in seinem Leitbild eine klare Selbstverpflichtung plazierte, den Mitgliedern „schnell und einfach Informationen und Wissen zugänglich zu machen“.

Gleichwohl stoßen wir auf ein Grundproblem. Kleinere Mitglieder brauchen den Verband, damit er für sie sozialpolitische Aktivitäten bündelt. Je größer der Träger, desto weniger braucht er seinen Verband: große Diakonie-Einrichtungen haben ihre eigenen Juristen, eine eigene Öffentlichkeitsarbeit, einen eigenen Grundsatztheologen, einen eigenen Finanzminister. Manche Einrichtungen kommen schneller an Mittel, als ihr Diakonisches Werk denken kann, haben großen politischen Einfluß in der Region und sind bekannter und wahrnehmbarer als der Dachverband. Die Verbandsdisziplin ist mancherorts beschädigt. Da spricht Diakonie - z.B. bei Bürgermeistern und Landräten - mit vielen Stimmen anstatt mit einer.

Das Problem hat mehrere Ebenen:

Eine kommunikative. Konsens braucht nach meinen Beobachtungen immer mehr Verhandlungskapazität und Überwachung.

Eine inhaltliche Ebene: Viele diakonische Verbände und ihre Mitglieder sprechen nicht wirklich über ein sozialpolitisches Konzept, ein christlich verantwortbares. Vielleicht haben ja beide keins.

Eine politische Ebene: Daß das Prinzip des einheitlichen Vorgehens im Zerbruch ist, innerverbandlich wie zwischen den Wohlfahrtsverbänden, schwächt das Ganze; schwache Wohlfahrtsverbände sind aber nicht wünschenswert, sind nachgerade überflüssig.

Und dann ist da eine eigenstrukturelle Problemebene: in den wichtigen Gremien der Diakonischen Werke haben meist die großen Einrichtungen das Sagen, also die, die das Diakonische Werk am wenigsten brauchen und sich relativ risikolos gegen seine Politik verhalten können. Das führt paradoxe Lagen herauf. Die Lebendigkeit im Diakonischen Werk würde m.E. größer und die Gesamtperspektiven besser, wenn man öfter auch auf die „Kleinen“ setzte. Die Großen machen ohnehin, was sie wollen - oder was sie tun müssen (in dieser Frage gibt es Interpretationsspielräume).

Auch diesbezüglich ist Ihr Leitbild sehr erfreulich, es schreibt sich die Chancengerechtigkeit für kleinere Mitglieder aufs Papier.

Ich habe mich bei der Lektüre des Leitbilds gelegentlich gefragt:

Wer spricht da? Wer ist das sprechende Subjekt?

- Das Leitbild selbst, so will es mancherorts scheinen: „Es gibt der Diakonie in Württemberg Orientierung und verpflichtet ihre Mitglieder“.

- Dann erscheinen wieder die Mitglieder als Subjekt des Leitbilds:

„Sie geben sich mit diesem Leitbild eine gemeinsame Arbeitsgrundlage“.

- Oft erscheint „der diakonische Auftrag“ als Subjekt: der diakonische Auftrag verpflichtet zu diesem und jenem...

- Oft ist es die Diakonie oder einfach nur „Diakonie“.

Dieses hermeneutische Zirkelsystem findet strukturlogisch Ausdruck in der graphisch je differenzierten Spalte „Dies bedeutet für den Verband“. Ich finde das gut und klärend. Und zwar grundsätzlich. Ich sprach vorhin schon, wenn auch nur andeutungsweise, vom gesellschaftstypischen Zerbrennen von Sinn und Funktion. Diesen Zerbruch versucht Ihr Leitbild nicht mitzuvollziehen. Und das ist höchst löblich. Und es finden sich da auch viele gute Sätze, denen ich mich nahe fühle. Das sind in meiner Wahrnehmung die stärksten Teile des Leitbilds, in denen die klassisch verbandlichen Aufgaben in Kategorien der Fairness, der Chancengerechtigkeit, der gegenseitig geschuldeten Verantwortung artikuliert werden. Das wird allerdings auch die Bewährungsprobe auf das ganze Projekt sein: ist das Leitbild so verbindlich, daß es das bewirken, durchsetzen kann? Hier entscheidet sich Zukunftsfähigkeit.

Das Zirkelsystem aus sich selbst begründenden Gründen wird allerdings löchrig, wenn Brüche zwischen Grundlegungen und Konsequenzen für den Verband allzu leicht auffindbar sind. Die an sich interessante trinitarische Diakonie-Begründung und ihre Bedeutung für den Verband ist ein Beispiel. Der parteiische Gott („Gott stellt sich auf die Seite der Schwachen...“) fordert eine parteiische Diakonie; das kommt noch in etwa in verbandlichen Funktionen wie „Gerechtigkeit anmahnen“, „öffentlich und anwaltschaftlich eintreten“ zum Ausdruck; das Versprechen, in sozialpolitischen Auseinandersetzungen „eindeutig Position für Arme und Ausgegrenzte zu beziehen“, erscheint wiederholt und ist konsequent.

Jesus erscheint als Medium Gottes („der die Zuwendung Gottes sichtbar und spürbar werden läßt“), folgerichtig wäre die Ableitung einer Diakonie, die ein Medium Jesu ist, seine Liebe und sein Hilfehandeln im Wortsinne reflektiert; die Solidarität mit sozial Schwachen und die Stärkung von Selbsthilfeorganisationen wird da nicht ausreichen.

Der Geist Gottes bewege die Diakonie, heißt es schließlich. Wie sähe eine inspirierte Diakonie aus? Wäre eine verbandliche Spiritualität denkbar?

4. Leiste (oder vierter Teil der Rahmenbedingungen): Das ethische Dilemma

Wir haben unsere alten diakonietheologischen Probleme noch nicht gelöst: Gibt es christliche Sozialarbeit ? Oder gibt es nur christliche Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen?

Der Ordinarius für Praktische Theologie Josuttis stellte kürzlich erstaunt fest, daß sich kirchliche Sozialarbeit nur nichtchristlicher Methoden bediene...

Der Theologie blieb in den letzten Jahrzehnten nur noch die Aufgabe, das Warum einer diakonischen Aufgabe zu begründen, über das Wie und Was hatte sie meist nichts mitzureden.

Die wissenschaftstheoretischen Probleme, die mit unserer Fremdbestimmung durch Sozialwissenschaften entstehen, sind erst angedacht - und dann kommt die ökonomische Fremdbestimmung noch knüppeldick hinzu.

Ob das Gespräch zwischen Wirtschaft/Wirtschaftsethik und Sozialethik überhaupt aussichtsreich geführt werden kann, ist in der Fachwelt umstritten.

> Manche glauben, beide Systeme seien gänzlich inkompatibel (W.Eucken: „Der Markt hat keine Moral“).

> Manche glauben, die Marktlogik ordne sich buchstäblich alles unter, verwandle es im Kern (Chr. Lasch: der Markt „verwandelt Nachrichten in Unterhaltung, Gelehrtentum in Karrierismus, Sozialarbeit in organisierte Verwaltung der Armut“).

> Nach A.Jäger sind im reinen „Marktprinzip ... immanent auch zahlreiche Tendenzen der Selbstzerstörung enthalten, von anderen Folgeschäden erst einmal gar nicht zu reden“. Er warnt vor einer „billigen Verbrüderung“.

> Eine fast mythisch anmutende Bedrohung sieht auch wieder der Kollege Gronemeyer durch Arrangements, speziell zwischen Theologie und Ökonomie, die er mit Rotkäppchens Plausch mit dem Wolf vergleicht und für eine Gefahr für die ganze Gesellschaft hält - und dann in großer, fast nicht überbietbarer Schärfe: die Diakonie werde gegenwärtig so modern, „daß sich die Kirchen längst fragen müßten, was sie mit diesen Dienstleistungshändlern noch zu tun haben“.

> Manche Autoren glauben an ein mögliches Miteinander beider Ethiksysteme, an Interessenausgleich (pragmatisch z.B. Egbert Kahle: Mitarbeiter in der Wohlfahrtspflege „müssen die Effizienzfrage nicht als Bedrohung ansehen, sondern müssen sie als eine Sicherheitsfrage ansehen“).

> Manche glauben an mögliche Schnittstellen, so A. Rich, der ökonomische Sachgemäßheit und „Menschengerechtigkeit“ zusammendenken kann - wobei er ein ethisch gebändigtes marktwirtschaftliches System für das am ehesten verantwortbare hält; demnach brauche der Markt durchaus Ethik als Gegenmacht, als Eindämmung. Die Praxis wirft die Frage auf, ob sich der Markt das gefallen läßt.

An der Lüneburger Universität fand vor drei Jahren ein Expertengespräch zu diesem Thema statt, auch mit diakonischen Vertretern, und eines der Ergebnisse lautete: es gibt Berge von Wirtschafts- und Betriebsethiken, aber das macht nichts, keiner hält sich dran.

Ich persönlich befürchte im Blick auf das grundsätzliche Gespräch zwischen Markt und Sozialem, daß sich der Markt schon soweit auf den Weg gemacht hat, daß der ethische Diskurs ihn gar nicht mehr einholen kann. Das liegt auch an uns. Theologie dauert einfach zu lange. Im Leitbild ist sie dagegen kurz und bündig. Das ist zwar reduktionistische Theologie, aber immerhin handhabbare - oder fachlich gesagt: auch ggf. funktional leistungsfähige.

Im übrigen hält sich das Leitbild merkwürdig bedeckt, wenn es um die zentrale Gegenwarts- und Zukunftsfrage geht: daß es in der Diakonie um die Frage gehen wird, wieweit wirtschaftliches Handeln im sozialen Feld ethisch noch verantwortbar ist, wieweit wirtschaftliches Handeln und Humanität auseinandergehen dürfen

- bis die Diakonie ihren Mitgliedern sagen müßte: Bis hierher und nicht tiefer.

Der Verband verspricht mannigfach Hilfen in derlei Fragen, verschweigt aber seine Intention in Sachen Effizienz und Ethik. In den entsprechenden Teilen des Leitbilds, auf seinen letzten Seiten, wäre es gut gewesen, dies unter dem programmatischen Aspekt „Zuerst der Mensch“ zu artikulieren. Verbandlich pragmatischer ist gewiß die vorliegende Fassung.

Ich komme zum **Schluß**.

Wer Zukunft haben will, muß auch schuldfähig sein. Immerhin wurde die Schuldverstrickung in der Diakoniegeschichte angesprochen. Die schlimmste im 3. Reich hängt an unserer unseligen protestantischen Staatsfrömmigkeit. Unser Dilemma hat Geschichte. Den Protestantismus hätte es gar nicht auf Dauer geben können, wenn er sich nicht mit dem Autonomieanspruch deutscher Fürsten gegen die päpstliche und die kaiserliche Zentralgewalten getroffen hätte. Die Freiheit von Rom wurde mit der Abhängigkeit von den Fürsten und Stadtregerungen bezahlt. „Thron und Altar“: in gewisser Weise lebensnotwendig. Andernfalls wären die Reformatoren dort gelandet, wo ihre Vorgänger endeten, im Feuer. Und deshalb mußte schon Luther so manchen theologischen Spagat vollführen, um im Blick auf die soziale Verantwortung und die Wahrnehmung sozialer Aufgaben die Zuständigkeit der einzelnen Christenmenschen und der Gemeinden und zugleich die der Herrschaften zu formulieren - und sich dafür zwei Reiche auszudenken. Das ist in gewisser Weise bis heute unser Problem. Wir sind immer noch verstrickt, wollen aber sowohl drinnen als auch draußen sein.

Mutig wäre gewesen, im Leitbild zu sagen, daß wir um einen Abgleich zwischen Effizienz und Ethik bemüht sind, aber der Wirtschaftlichkeit weder Fachlichkeit noch Gewissen opfern wollen und dürfen.

Für mich entscheidet sich die Zukunft von Kirche und Diakonie vor allem auch an der Frage ihrer Selbstachtung - wann werden sie aufhören, die Deals mitzumachen? Ihr Leitbild verspricht ja, sich einzusetzen. Für die Würde der Menschen, um die sich die Diakonie kümmert. Sie wird auch mehr kämpfen müssen für die Würde der Menschen, die sich tagtäglich kümmern. Für die Menschen, deren fachliche und menschliche Ansprüche sich täglich an Kosten-/Nutzen- Erwägungen und allerlei Deckelungen brechen. Die gute alte Dienstgemeinschaft fehlt in Ihrem Leitbild.

Auch Kirche kommt relativ wenig vor. Diakonie ist ein großes Stück ihres, der Kirche, sozialen Gewissens. Es wird nicht gut ausgehen, wenn es auch hier so liefere, wie ich es mancherorts erlebt habe: daß die Kirche zwar als Geldgeberin gebraucht wird, aber andererseits die wirtschaftliche Diakonie nicht beim Wirtschaften stören soll.

Ist Ihr Leitbild eine Verschleierung? Ja und nein. Im Grunde bietet sich das DW Württemberg damit den staatlichen Partnern als sowohl fairer als auch im Ansatz kritischer Partner an. Gleichzeitig bietet es sich seinen Mitgliedern als eine Art Kompetenzpool und als fairer und kritischer Partner an. Von den Selbst-Empfehlungen in beide Richtungen müßten die Angesprochenen nicht mehr unbedingt Gebrauch machen. In einer etwas nördlicheren Landeskirche wurde kürzlich bei einer Mitgliederversammlung des dortigen DWs öffentlich die Frage diskutiert: Brauchen wir noch ein DW? Gemessen am möglichen Zukunftsrisiko, ist das Leitbild recht substantiell und enthält Zukunftsperspektiven, hält Möglichkeiten offen für wahrscheinlich notwendig werdendes, für Fundraising, für neue Wirtschafts- und Rechtsformen usw.

Gemessen an aktuellen diakoniewissenschaftlichen Fragestellungen, liegt über manchem ein Schleier. Ich habe ihn ein bißchen zu lüften versucht. Ich hoffe: ebenso fair und kritisch, wie das DW Württemberg zu handeln verspricht, will es auch behandelt werden.

Die Sorge um menschenwürdige Pflege

Vortrag bei der Katholischen Altenwohn- und Pflegegesellschaft Wiesbaden mbH am 29. Oktober 2002

Auf der Suche nach ethischer Orientierung sind Christen zuerst an die Bibel gewiesen. Und es macht nachdenklich, was da aus alter Zeit als Gottes Stimme und Gottes Wille zu uns herüberklingt.

Um das Jahr 520 vor Christi Geburt verkündet Sacharja, ein Prophet Israels, Gott werde einstmals wieder in Zion wohnen, und Frieden und Segen würden dann einkehren. Er prophezeit: „Es sollen hinfort wieder sitzen auf den Plätzen Jerusalems alte Männer und Frauen, jeder mit seinem Stock in der Hand vor hohem Alter,

und die Plätze der Stadt sollen voll sein von Knaben und Mädchen, die dort spielen“ (9,4f.). Der Friede der Alten und das ungezwungene Spiel der Kinder: dieses Beieinander ist für die Bibel der Inbegriff des Segens. Die Vision von der gesegneten Zeit erfüllt sich im Miteinander der Jungen und der Alten. Den Frieden Gottes kriegen wir nur gemeinsam.

Vielleicht ist die Erinnerung an diese Vision gerade deswegen wichtig, weil uns durchaus ernsthafte Wissenschaftler für eine gar nicht allzu ferne Zeit eine Art Krieg der Generationen prophezeien, Verteilungskämpfe um die letzten gesellschaftlichen Rücklagen, um die Renten, um die Anteile an den öffentlichen Haushalten.

Der Prophet Jesaja sagt dem Volk Gottes das Ende der babylonischen Gefangenschaft an. Gott werde mit Babel hart ins Gericht gehen, weil es seine Herrschaft ohne Barmherzigkeit ausgeübt habe; und vor allem auch deswegen: „...auch über die Alten machtest du dein Joch zu schwer“ (47,6). Wer zu den Alten nicht gut ist, dem geht es nicht gut. Die Lage alter Menschen ist ein Gradmesser für Humanität, Wert, ja Legitimität eines Staatswesens. Rücksichtslosigkeit gegenüber den Alten provoziert Gottes Zorn und Gericht – oder ist bereits Ausdruck einer gottvergessenen Gesellschaft.

Manchmal denke ich, wir müßten aus *unserer* babylonischen Gefangenschaft befreit werden – wenn ich höre, daß von den Alten öffentlich fast nur noch wie von Kostenfaktoren geredet wird.

Und der Prophet Joel spricht vom Ziel unserer Tage, wenn Gott seinen Geist über die Menschen ausschüttet – und er bezieht die Alten ausdrücklich mit ein: „...und ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben“ (3,1). In der Tradition waren es nur „besondere“ Menschen, die von Gott erwählt und von seinem Geist ergriffen wurden, die Eingebungen und göttliche „Träume“ haben konnten. Joel spricht von kommenden Umwertungen, kündigt eine Zeit an, in der auch einfach die Alten Träume von Gott haben, eine Wirklichkeit schauen, die anderen nicht zugänglich ist.

Manchmal denke ich, wir müßten vielleicht – als Christen – das, was man Demenz nennt oder „Altersverwirrtheit“, anders sehen, anders werten. Wir, die wir selber keine Visionen mehr haben für die Sozialpolitik, für die Seniorenpolitik, sprechen den Alten ihre Träume ab, pathologisieren sie.

Und über allem steht in der Bibel das große Versprechen Gottes: „Bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet“ (Jes 46,3f). Alles, was in christlichen Häusern alten Menschen zugute geschieht, soll das Versprechen Gottes am alten Menschen einlösen helfen und die Gegenwart der Alten als gute, sinnhafte Zeit Gottes qualifizieren.

Wenn wir all dies in Beziehung setzen zu unserer politischen Wirklichkeit und zu unserem Pflegealltag, wird unabweisbar: wir haben eine Fülle ethischer Probleme, stehen vor schwierigen ethischen Grenzsituationen, Bruchstellen und Verwerfungen.

Wir sehen: Die Spaltung der Gesellschaft in einen harten Kern der Leistungsfähigen und Wohlhabenden und der Marginalisierten und Armen, schwappt voll auf das Alter über. Es gibt – vor allem aufgrund der höher gewordenen Anteile an Frauenrenten – zur Zeit eine höhere Sparkapitalbildung durch ältere Menschen als je zuvor; es gibt erheblich mehr Alterswohlstand, gleichzeitig erheblich mehr Altersarmut. Sie werden beide häufiger und geläufiger: der sog. Turnschuhsenior, der den Abenteuer-Urlaub in Nepal bucht – die alte Frau, die die Zeitung der Nachbarn aus dem Container klaubt, weil sie sich ein Abonnement nicht leisten kann.

Es gibt unheimlich fitte Alte, denen man ihre fast 90 Jahre nicht anmerkt und die noch nicht daran denken, ihren Führerschein abzugeben. Und es gibt die vielen dementen Alten (in Deutschland zwischen 1,1 und 1,4 Millionen; die Fachwissenschaften rechnen Jahr für Jahr mit 200.000 Neuerkrankungen), die es uns nicht leichtmachen, den Weg zu ihrem aufgelösten Gemüt zu finden. Und in unserer Ratlosigkeit fällt uns oft nichts besseres ein, als sie zu fixieren und zu sedieren; beides geschieht am Rande der Legalität, und es geschieht so oft in unserem Land wie nie zuvor.

Offensichtlich ist: Die Alters-Szene spaltet sich. Das Alter spaltet sich. Die Altenhilfe auch. Es gibt seit einigen Jahren 1- und 5-Sterne-Seniorenheime: Seniorenparks für die, die selber noch etwas drauflegen können. Die, die nichts haben, hängen vielerorts an der Bauchsonde, am Ernährungsschlauch. Die Kasse bezahlt nicht die Zeit, die ein dementer Mensch eigentlich braucht, um sein Süppchen auszulöffeln. Mithelfende Angehörige und Grüne Damen sind erwünscht und so nötig wie nie zuvor. Zugleich zeichnet sich ab, daß es künftig schwer sein wird, qualifizierte junge Leute für die Ausbildung im Pflegeberuf zu begeistern: weder Arbeitsbedingungen noch Entlohnung sind attraktiv.

Wenn ich vor 10 Jahren einem Auditorium von Pflegekräften und Sozialdienstlern gesagt hätte, sie müßten nach der industriellen ISO-Norm arbeiten, hätte man mir diskret die Anschrift eines Psychiaters zugesteckt.

Heute ist absurde ISOifizierung Realität. Dabei haben im Pflegebereich die ISO-Norm-Überprüfungen nichts mit dem eigentlichen Pflegebedarf eines Menschen zu tun, sondern bestenfalls mit der Arbeitsorganisation. Wenn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Pflege alles gemacht haben, was neuerdings zur norm-technischen, dokumentarischen, planerischen Seite ihres Berufs gehört, dann sind sie eigentlich schon über der Zeit, die sie für den Menschen zugebilligt bekommen haben. Mindestens 30% der Zeit gehen der eigentlichen Pflege dadurch verloren. Das ist auch einer der Gründe dafür, daß der gesetzlich verbürgte Anspruch auf Rehabilitation fast nirgendwo eingelöst wird. Das ist eine andere große Bruchstelle: zwischen dem Recht der Alten und ihrer Wirklichkeit. Dazwischen stapelt sich sozialrechtliche Makulatur.

In den Pflegewissenschaften waren wir, gemessen an den allgemein-europäischen Standards, bis vor kurzem ein Entwicklungsland. Jetzt wissen wir von vielen Möglichkeiten, den pflegebedürftigen Menschen wiederaufzubauen, vermitteln neuerdings wichtige Pflegedimensionen: präventive, prophylaktische, aufklärend-beratende, biographieorientierte. Man weiß, wieviele positive Anknüpfungsmöglichkeiten es bei alten Menschen gibt, wozu sie noch fähig sind. Und man weiß auch: was rastet, rostet. Die sozialen Fähigkeiten, die geistigen, die kulturellen, die körperlichen. Also muß man vorhandene Möglichkeiten fördern. Das verlängert das Leben und macht Menschen zufriedener. Die Fachleute, die das zusätzlich zur Pflege in den Heimen bewirken könnten, verschwinden mehr und mehr aus den Stellenplänen.

Wenn der Medizinische Dienst der Pflegekassen einen alten Menschen in eine Pflegeklasse einstuft, fragt er ihn nur nach Defiziten. Und bemißt danach die Pflegeminuten, für die die Kasse aufkommt. Was an sozialen und geistigen Fähigkeiten gefördert werden könnte und müßte, spielt keine Rolle.

Das ist eine besonders schmerzhafteste Bruchstelle: zwischen dem bemessenen Menschen und dem, was eigentlich noch in ihm steckt. Zwischen der ganzheitlichen Pflege, die möglich wäre, und dem Zerbröseln der Pflege in viele kleine Einzelhandlungen, die unterschiedlich berechnet und abgerechnet werden müssen. Die Mathematisierung der Zuwendung! Der Zwang zum rechenhaften Kalkül tritt zwischen Helfer und Hilfebedürftige – im Zwangskorsett einer eher ungünstigen Teilkaskoversicherung. Seit dem Pflegeversicherungsgesetz ist das so. Und was als Verbesserung dieses mangelhaften Gesetzes gedacht ist, wird lediglich den Verwaltungsaufwand erhöhen, nicht die Pflegequalität. Schon jetzt werden vielerorts der Wirtschaftlichkeit die Fachlichkeit und das Gewissen geopfert.

Wie soll das weitergehen? So wie zur Zeit sicher nicht. Minister Blüm wollte eine Reform, aufgrund deren wir uns gegen das Risiko, pflegebedürftig und vor allem Sozialhilfeempfangsbedürftig zu werden, absichern müssen. Ein grundsätzlich richtiger Gedanke. Aber gegen die Empfehlung vieler Fachleute wurde eine staatliche Kasse geschaffen analog zum Umlagesystem der Rentenkasse; hier wie da zahlt die jeweils jüngere Generation für die älteren Menschen ein.

Die Rechnung wird hier wie da nicht aufgehen. Wie soll das gehen, wenn in 25 Jahren auf 100 Einzahler 115 Empfänger kommen? Für Renten- und Pflegeversicherung müßten die Beiträge enorm erhöht werden. Und das, obwohl die Pflegeversicherung immer weniger alte Menschen vor der Sozialhilfe bewahren wird. Schon jetzt sind fast 40% der Pflegeversicherten gleichwohl wieder sozialhilfeempfangsbedürftig. Tendenz steigend. Was aber soll eine Zwangsversicherung nützen, wenn sie nichts nützt, wenn sie uns nicht vor dem Absinken in die Altersarmut schützt?

Im Pflegeversicherungsgesetz steht, harmlos klingend, die Leistungen der stationären Pflege umfaßten die Grundpflege, hauswirtschaftliche Versorgung, Behandlungspflege und soziale Betreuung; das steht im § 43. Das heißt z.B., daß die Einrichtung die Behandlungspflege mitleisten muß. Die Behandlungspflege umfaßt bekanntlich alles vom Verband bis zur Spritze, alle ärztlichen Tätigkeiten, die der Arzt delegiert. Der Betrag, den die Pflegekasse beisteuert, reicht in der Regel noch nicht einmal aus, die Grundpflege zu finanzieren. Alles, was darüber hinausgeht, bezahlt der Pflegebedürftige selber. Er bezahlt: 1. Die sog. Hotelkosten, 2. Den Teil der Grundpflege, den die Pflegekasse nicht bezahlt, 3. Behandlungspflege, 4. Soziale Betreuung und 5. Zusatzleistungen. Wenn er das nicht bezahlen kann, wird er zum Sozialhilfeempfänger. Ohne fachliche und sachliche Begründung findet eine Rationierung statt, wird ein Teil der Pflegebedürftigen von der allgemeinen Leistung ausgeschlossen.

Bisher funktioniert das ganze System nur durch einen Trick. Durch Deckelung. Gespart wird an Personal und Leistungen. Gedeckelte Leistungen, gedeckelte Menschen, gedeckeltes Ethos. Und wir mittendrin, hineinverstrickt, in einem tiefen ethischen Dilemma. Wir haben immerhin eine ganze Geschichte zu verlieren, den Geist des christlichen Dienens.

Über tausend Jahre lang wurden in unseren Häusern und Hospizen die verstörtesten und zerstörtesten Menschen mit größter Ehrerbietung empfangen – so, als käme der Herr Jesus selbst in unser Haus. In alten

christlichen Häusern der Hilfe wurden die schlimmsten Wunden aufopfernd behandelt, als gelte es, die Wunden, die die Welt Jesus geschlagen hatte, an den Ärmsten der Armen quasi wiedergutzumachen. Das ist die Wurzel aller Caritas und Diakonie: das Bemühen, den Schwächsten und Geringsten dienlich zu sein. Sich Stärkeren unterzuordnen, ist nichts Besonderes. Sich in den Dienst von Schwächeren zu stellen, ist christlich. Von daher kommen wir, vom Dienst, und sind nun Dienstleister auf einem Markt voller eigentlich marktfeindlicher Deckelungen, auf einem Pseudo-Markt, auf dem keineswegs eine Preisbildung nach dem Prinzip von Angebot und Nachfrage stattfindet, sondern in dem sich Anbieter um dirigistisch verteilte Mittel schlagen müssen.

Die jetzige Systemlogik wird nicht durchzuhalten sein. Sie wird vergehen, vergehen müssen; es ist eine Frage der Zeit. Aber was machen wir in der Zwischenzeit, die uns lang werden kann? Jeden Tag sind uns Menschen und Schicksale aufs Gewissen gelegt. Wir können uns unsere Ethik nicht für bessere Zeiten aufheben, wenn wir sie uns – vielleicht - wieder leisten können, wenn sie wieder paßt. Im Gegenteil: wir müssen die Gefährdungen heutiger Pflege unbeschönigt sehen und unsere ethische Orientierung darauf ausrichten. Umso mehr, umso artikulierter.

Erich Grond, der Altmeister der Pflegewissenschaft, äußerte kürzlich, unter heutigen Pflegeumständen „verlieren [alte Menschen] immer mehr **Identität, Intimität, Würde und Beziehung**“. Dieser vierfachen Bedrohung müssen wir ins Auge sehen und unsere ethischen Reflexionen daran ausrichten. Es geht im folgenden um caritative Interimsethik.

1. Gegen die Bedrohung der Identität, d.h. gegen das Nicht-mehr-kennen-Wollen

Generell unterliegen Menschen im Alter dem erhöhten Risiko, Brüche in der Lebenskontinuität zu erleiden: Sie verlieren soziale Rollen, z.B. mit dem Ausscheiden aus dem Beruf; verlieren damit häufig einen Bekanntenkreis; sie büßen an familiären Rollen ein, z.B. nach dem Tod des Ehepartners; Multimorbidität im Alter beeinträchtigt die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben; Verwitung verschlechtert häufig schlagartig die wirtschaftliche Situation: etwa Umzug zu den Kindern oder Wegzug von den Kindern bedeutet Trennung von gewohnten Lebenswelten.

Derartige Brüche in der Lebenskontinuität sind schon für gesunde alte Menschen schwer zu verkraften; die Situation Pflegebedürftiger und Dementer wird durch Umbruch- und Abbrucherfahrungen oft fatal verschärft: Sie deuten häufig ihre Widerfahrnisse als Rückzug der vertrauten Menschen, flüchten ihrerseits in das Gefühl der Verlassenheit und Vergessenheit – und fördern damit tatsächlich die Absatz- und Rückzugsneigungen der Umwelt.

Das Nicht-mehr-kennen-Wollen ist meist Ergebnis eines „Teufelskreises“ aus Reaktionen auf Reaktionen: Menschen reagieren zunehmend anders auf zunehmend anders reagierende Menschen. Dabei ist nicht nur die Identität des pflegebedürftigen oder dementen Menschen bedroht, sondern auch die seiner familiären oder professionellen Helfer, die in Gefahr geraten, ihre Sprache und ihre Verrichtungen im Umgang mit den Pflegebedürftigen immer öfter zu standardisieren, zu entpersonalisieren.

Nun bedarf gerade der identitätsgefährdete Mensch der Begegnung mit „ganzen“ Menschen, die um Identität von Haltungen und Handlungen bemüht sind, die Loyalität zum christlichen Menschenverständnis und die eine tiefe Solidarität mit den alten Menschen praktizieren. Insbesondere Altersverwirrte brauchen Menschen, die sich selbst zu erkennen geben! Am standardisierten Gegenüber ginge die Person (manche Fachleute sprechen von der „Restperson“) gänzlich verloren. All die Standardisierungen im Gefolge der Pflegeversicherung richten Unsägliches an.

Was Verwandte oder pflegendes Personal dem pflegebedürftigen Menschen zu-gute tun müßten, wäre zuallererst das Mühen, sich selbst im Pflegealltag nicht zu verlieren, sich in all den Regelwerken und Zahlenspielen nicht aufzugeben, das Mühen um die eigene Identität: weil Identität und Sozialität, also Gemeinschaftsfähigkeit, komplementär zusammengehören – und weil beide wiederum die anthropologische Voraussetzung für Sinn-Erfahrungen ausmachen.

Der vom Sinn-Verlust bedrohte pflegebedürftige und demente Mensch kann „Sinn“ fast nur noch über Gemeinschaftserlebnisse vermittelt bekommen, im Zeit-Haben füreinander und miteinander: Zeit, in der man sich als sich selbst erfahren kann. Darin ist das nicht-routinisierte Wort ein zentrales Medium, das Vertrauen und Sinn erschließen kann.

Daß religiöses Erleben – z.B. Teilhabe am Gottesdienst, das Hören biblischer Worte, gemeinsames Singen und Beten – die Gewißheit von Lebenskontinuität und -sinn erhöhen kann, insofern identitätsstiftend und lebenswerterhaltend wirkt, ist in der Religionspsychologie unumstritten.

Das bisher Gesagte betrifft vor allem Grundeinstellungen, Haltungen, Grund-erte, die den Kampf gegen das Nicht-mehr-kennen-Wollen, das Ringen um die Identität des pflegebedürftigen (und des pflegenden!) Menschen begründen und begleiten. Selbstverständlich gehören in den Rahmen solchen Bemühens alle möglichen Hilfeleistungen einer modernen Pflege wie auch Revitalisierungsprogramme, Remotivation, Resensibilisierung, Selbstbildtherapie u.a.

2. *Gegen die Verletzung der Intimität*

Nach biblischem Verständnis ist – seit dem verlorenen Paradies – die Scham ein wichtiger Schutzmechanismus, der sozusagen eine Sicherheitszone um den Menschen schafft; der gewaltsame Einbruch in diese Zone kann tief verletzen.

Pflegebedürftige Menschen müssen die Erfahrung der immer selbstverständlicheren Scham-Verletzung erleiden. Es kommt durch die Pflegenden zu sicher ungewollten alltäglichen Demütigungen, und oft sind die Eingriffe in die Intimsphäre des alten Menschen mit Äußerungen verbunden, die als Vorwurf verstanden werden müssen.

Viele alte Menschen werden vielleicht aus Scham „sonderbar“, wollen z.B. ihre Inkontinenz verbergen, die Scham, daß sie „gewandelt“, „gefüttert“ werden müssen.

Schon im frühen Stadium einer Demenz kann die falsche Umweltreaktion auf das Schamgefühl des alten Menschen schlimme Folgen zeitigen: wenn z.B. ein alter Mensch etwas verlegt und nicht wiederfindet, den Geldbeutel etwa; ohne verständnisvolles Reagieren und Helfen kann die Scham-Abwehr des alten Menschen bis in paranoide Umdeutungen führen (z.B. ausmündend in Diebstahlsbezeichnungen u.ä.).

Ethisch begründeter Umgang mit dieser Problematik schließt das Bemühen um Takt, ja Höflichkeit, ein, den – notfalls einzuübenden – Verzicht auf Vorwürfe. Und wenn schon Eingriffe in den Intimbereich des alten Menschen nicht zu vermeiden sind, muß in christlichen Häusern bedacht werden: Scham ist besser zu ertragen, wenn man sich nicht bemitleidet fühlt. Weder Vorwürfe noch Mitleid sind förderlich. Aber auch einfaches Übergehen nicht: alleingelassen mit ihrer verletzten Intimwelt, flüchten sich alte Menschen auf Dauer in Phantasien.

3. *Gegen die Bedrohung der Würde, gegen das Nicht-mehr-Ernstnehmen*

Wenn alte Menschen jegliche Herrschaft über sich selbst genommen bekommen, die Würde der Selbstverantwortung, wenn ihnen ständig Ohnmachtserfahrungen zugemutet werden, stellt sich nicht selten der sog. soziale Tod ein – keineswegs nur im übertragenen Sinne. „Lebenserhaltung wird unwichtig, wenn Lebensentfaltung behindert ist“, ist eine alte gerontologische Einsicht. In aller Schärfe ist zu sagen: Wo das Bedürfnis alter Menschen, ihr Leben mitzugestalten, dauernd ignoriert wird, beteiligen sich Familien oder Pflegeheime nicht nur an einem gesellschaftlichen Abschreibungsprozeß, sondern regelrecht an einem „Abschaffungsprozeß“. Die Lebenskraft alter Menschen wird häufig in dem Maße unterhöhlt, in dem sie ihrer Würde entledigt werden: von Witzeleien über ihre Vergeßlichkeit bis hin zur verbalen Verrückterklärung.

Auch Organisationsstrukturen von Altenhilfemaßnahmen – stationären, aber ebenso auch häufig häuslichen – ist nicht selten die Tendenz eigen, Anpassung nur einseitig vom alten Menschen zu fordern. Ethisch reflektierte Hilfen müssen durch das Bemühen gekennzeichnet sein, Widerstand und Widerspruch durch alte Menschen nicht nur zuzulassen, sondern auch gegebenenfalls einzufordern. Die „diakonische Kunst“ besteht darin, bei allem Bemühen um vereinfachte Anforderungen an den alten Menschen andererseits weder alte persönliche Gewohnheiten abzuschneiden noch die Ausbildung neuer zu behindern.

Und: solange es irgend geht und medizinisch-pflegerisch zu verantworten ist, ist auch noch der demente Mensch an der notwendigen Kontrolle über sich selbst zu beteiligen. Die alte christliche Idee von der „Hilfe zur Selbsthilfe“ macht noch im Blick auf den Umgang mit pflegebedürftigen und dementen Menschen Sinn. Diesem Ziel förderlich sind z.B. die Überlegungen in Richtung „tages-strukturierter Betreuung“, wie sie zur Zeit in Ihrer Gesellschaft angestellt werden. Diese Konzeption will alten Menschen ermöglichen, ihr Leben im eigenen Rhythmus zu leben; sie will sie dabei unterstützen und begleiten in kleinen Wohneinheiten mit offenen, zugänglichen Lebensbereichen.

Noch ein Letztes zum Thema Würde: die Sorge um Menschenwürdige Pflege schließt für mich auch die Sorge um die Menschenwürde der Pflegenden ein. Vor allem kirchliche Heimträger werden energischer kämpfen müssen für die Menschen, die sich tagtäglich um andere kümmern, für Menschen, deren fachliche

und menschliche Ansprüche sich ständig an Kosten-/Nutzen-Erwägungen und allerlei Deckelungen brechen. Ich kenne Pflege-Einrichtungen, in denen sich die Überstundenkonten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in schwindelnde Höhen auftürmen, ohne daß jemand weiß, wie diese Berge abzubauen sind – weil diese Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer mehr andere ersetzen müssen. Viele arbeiten weit über ihre Verhältnisse oder eben ständig an der Grenze zur Überlastung, weil sie mehr Leistung erbringen müssen, ohne mehr Zeit kosten zu dürfen..

Doch, es muß uns um *beider* Würde gehen: um die unserer Bewohner und die unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Würde ist unteilbar.

4. Gegen die Bedrohung der Beziehung, gegen das Nicht-nahe-sein-Können

Offenbar gehört das Gefühl, gebraucht zu werden, zum Leben und zur Lebensqualität, und zwar lebenslänglich. Alten und besonders dementen Menschen wird dieses Gefühl häufig entzogen – in der Regel aus Angst: die Konfrontation, z.B. mit den Sinn-Krisen-Phänomenen bei alten Menschen (und mit den damit einhergehenden Fragen wie: „Womit habe ich das verdient?“, „Wozu bin ich noch nütze?“ usw.); diese Konfrontation zieht uns, die Umwelt, in eine Auseinandersetzung hinein mit dem, was uns zutiefst selbst bedroht.

Tatsache ist, daß familiäre oder professionelle Pflegerinnen und Pfleger leicht in Gefahr kommen, im Alterns-, Pflege- und Krankheitsprozeß zunehmend Nähe durch Geschäftigkeit zu ersetzen – oft nicht einmal als bewußte Abwehr. Die Hemmung vor dem ständigen, unausweichlichen Gestoßenwerden auf das eigene Alt- und Anderswerden führt dazu, daß man den alten und besonders den dementen Menschen immer weniger wirklich an sich herankommen läßt. Manche Altersverwirrtheiten und –veränderungen sind besonders Verwandten nach-gerade peinlich: zeigen sich doch im Demenzprozeß vertraut-verwandte Wesenszüge übersteigert, verzerrt, „enthemmt“ – was das Selbstbild erheblich zu tangieren vermag.

In christlich-ethischer Intention Nähe herstellen, hieße etwa, sich bewußt in einen Lebenszusammenhang mit dem pflegebedürftigen Menschen zu stellen, auf seine Rechtfertigungsbedürfnisse einzugehen (weil ich selbst rechtfertigungsbedürftig bin vor meinem Gott). Es hieße auch, ihm auf seine Sinnfragen zu antworten zu versuchen (weil sein Lebens-Sinn und mein Lebens-Sinn gemeinsam gefunden werden können, weil unser Umgang miteinander einen gemeinsamen Sinn-Horizont schaffen oder aufweisen könnte). Indem der Beziehungstod überwunden wird, geschieht im Lichte des Evangeliums viel: Da siegt schon das Leben über den Tod.

Daß dieses Modell des Nahe-sein-Könnens durch die Nötigung zur Minutenpflege im Gefolge des Pflegegesetzes objektiv sehr erschwert wird, ist eine Tatsache, die dringend der öffentlichen Behandlung bedarf. Die Nötigung zur Versinnlosigung alten Lebens müßte ein Stachel in unserem Fleisch sein – wenn wir noch menschlich empfinden können.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang sind die Überlegungen in der Altenwohn- und Pflegegesellschaft auf kleine Einrichtungen hin: betriebswirtschaftlich vielleicht dysfunktional, aber Nähe ermöglichend.

Gegen die vier ärgsten Bedrohungen des pflegebedürftigen Menschen – den Verlust von Identität, Intimität, Würde und Beziehung – erweist sich der christlich-ethische Entwurf als hilfreich und notwendig: er betont in wirtschaftsfixierten Zeiten die menschliche Würde, Einmaligkeit, Unverletzlichkeit und schafft Beziehung. In christlich begründeter Zuwendung zum pflegebedürftigen Menschen ist in Haltungen und Handlungen zu übersetzen, was Gott zu seiner Kreatur sagt: Ich bin euch nah, ich kenne euch, ich höre und erhöhe euch.

Wer in Häusern der Katholischen Altenwohn- und Pflegegesellschaft Wiesbaden ist, müßte auf der besseren Seite sein. Hat nämlich einen diakonisch orientierten Heimträger, einen, der noch weiß, daß es bei Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt, daß jeder Mensch aller Liebe wert ist und daß man Zuwendung mit einem Stück eigenen Lebens bezahlen muß. Einen, der weiß, daß sich Menschen ihm anvertrauen, und daß dieses Vertrauen jeden Tag bewährt werden muß.

Wer hier ist, hat Menschen um sich, die ihr Handwerk verstehen, Handgriffe kundig verrichten, aber auch ihr Herz sprechen lassen, die versorgen und sich sorgen. Die den alten Menschen, der sich selber nicht mehr helfen kann, nicht demütigen, nicht in seiner Würde verletzen. Die auch vor dem Schweren nicht ausweichen, in der größten Not auch den letzten Weg mitgehen.

Ich habe übrigens unter den vielen gestreßten Verantwortlichen schon lange keinen Geschäftsführer mehr getroffen, der mir sagte: „Ich habe tolle Mitarbeiter!“
Daher: Respekt, Herr Klas!

Altersbilder: Der biblische Befund

AG 55plus der EKHN 2002

Der alte Mensch im AT

Im folgenden möchte ich eine Einteilung der Texte gebrauchen, die m.E. die sich verändernden Sakral- und Profanstrukturen Israels und deren Auswirkungen auf das Bild vom alten Menschen anschaulich und plausibel zusammenfaßt:

- a) Die Eingebundenheit des alten Menschen in gesetzlich-familiäre Bezüge
- b) Die Rolle der alten Menschen in der eschatologischen Verkündigung
- c) Der alte Mensch in der sog. Weisheitsliteratur

a)

Die urtümlichste im AT noch faßbare Gottesvorstellung ist die des Väter-Gottes, des Gottes Abrahams, Isaaks usw. Gott war in der protoisraelitischen Zeit eine Art Stammesgott, ein Sippen- und Familiengott – was die besondere Stellung der Familien- und Sippenältesten, der „Väter“, erklärt. „Sie sind die Priester in ihren Familien und stehen als die Träger des Rechts ihren Familien vor. Als **P r i e s t e r** sind sie zugleich die Lehrer ihrer Familien, vor allem aber ihrer Söhne. Und als Träger des Rechts üben sie das **R i c h t e r a m t** in den Familien aus“ (A.Weyer). Der **S e g e n** der Alten war von fundamentaler Bedeutung für den Stamm. Gegenüber den Ihren hatten die Väter eine religiös-profane Doppelfunktion, denn sie galten als Mittelinstanz zwischen Gott und Sippe; sie garantierten die religiöse Kontinuität und erhielten sie durch Opfer aufrecht.

Dem entspricht, daß der Mensch überhaupt in familiengeschichtlicher Kontinuität gedacht wird: Jede Generation verdankt sich der vorigen und bewirkt die folgende – so wie Gott der Gott der Vorfahren war und der Gott der Nachfahren sein will. In der Abhängigkeit der Generationenfolge liegt auch die Abhängigkeit von Gott begründet. Diese Kontinuität wird wiederum durch den **S e g e n** gewährleistet, der von Gott auf den „Vater“ und von diesem auf den Nachfolger übergeht.

Kompatibel sind demgemäß auch der Autoritätsanspruch Gottes und der Anspruch der Alten. In den Gesetzen, die das Verhältnis zwischen Alten und Jungen regeln, ist dieser Gedanke verankert: „Vor einem grauen Haupt sollst du aufstehen und die Alten ehren; denn du sollst dich fürchten vor deinem Gott, denn ich bin der Herr“ (3Mo 19,32).

Das Verhältnis zwischen Alten und Jungen war weithin gesetzlich geregelt, die Achtung vor den Alten gleichsam angeordnet. Es gab ein „Recht des Alters“, das einen Teil der frühisraelitischen Gesetzgebung war. Der Mensch, wenn er alt geworden ist, soll nicht Bittsteller bei seinen Nachfahren sein müssen, sondern fraglos geachtet ... und versorgt sein.

Die zweite Hälfte des 4. Gebots („Du sollst Vater und Mutter ehren...“) läßt einen weiteren Aspekt erkennen: „...auf daß es dir wohlgehe in dem Lande, das dir Herr, dein Gott, geben wird“. Es wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen der Einigkeit der Generationen und offener Zukunft. Gemeinschaft, speziell die der Stämme, kann sich nur behaupten, wenn das Verhältnis von Jung und Alt geregelt ist, wenn die Generationen zusammenstehen und immer wieder auf die Grunderfahrungen der Alten zurückgreifen.

Die Alten konnten diesen Status lange halten, auch in der nichtnomadischen Zeit Israels, auch wenn sie längst institutionelle Konkurrenz – etwa in Gestalt der Tempelpriester – bekommen hatten. Hinweise darauf gibt es zahlreiche; einen will ich darstellen.

5Mo 28,49f: „Der Herr wird ein Volk über dich schicken von ferne, ein freches Volk, das nicht Rücksicht nimmt auf die Alten und die Jungen nicht schont.“

Dies ist ein Teil einer stilisierten Mose-Rede, die wahrscheinlich in Beziehung steht zur Reform Josias im Jahr 621 (im 2.Buch der Könige wird davon gehandelt). Mittelpunkt des 5. Buches Mose, des sog. Deuteronomiums, ist das deuteronomische Gesetz in Kap 12-26, das von zwei Vorreden eingeleitet und von einer Schlußrede abgeschlossen wird (Kap. 27-30). In dieser Schlußrede, aus der unser Zitat stammt, finden sich die traditionellen Segens- oder Fluchtafeln, die damals zu einem Gesetzeserlaß gehörten. Zum allerschlimmsten, das man also im 6. Jh. v.Chr. dem Volk androhen konnte, wenn es das Gesetz Gottes nicht befolgt, gehörte: Rücksichtslosigkeit gegenüber den Alten durch ein fremdes, „freches“ Volk! Das kann Israel widerfahren, wenn es Gott nicht liebt „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft“ (5Mo 6,5).

b)

Daß das Alter in den eschatologischen Texten des AT, die von der „Endzeit“ handeln, eine verhältnismäßig große Rolle spielt, ist eine in der theologischen Diskussion über die Altersproblematik weitgehend nicht gesehene Tatsache.

Auf der Ebene der deuteronomischen Fluchtafel liegt Jesaja mit seiner Unheilsprophetie an Israel. Jes 3,4f: „Ich will ihnen Knaben zu Fürsten geben, und Mutwillige sollen über sie herrschen. Und im Volk wird einer den andern bedrängen, ein jeder seinen Nächsten. Der Junge geht los auf den Alten und der Verachtete auf den Gelehrten.“ In „Knabenherrschaft“, im Aufstand der Jungen gegen die Alten wird sich Gottes Gericht erfüllen.

Oder Joel 3,1: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ – Im apokalyptischen Anhang von Joel, der ausschließlich vom Tag Jahwes handelt, wird die Geistausgießung (Modell für Apg 2,16ff) als Ursache für ekstatische Erregung, die alle Altersgruppen, aber auch die Natur (vgl. V3: Zeichen am Himmel) erfaßt, beschrieben. Der Tag Jahwes hat zugleich menschliche wie kosmische Erschütterungen als Vorboten. Von den Veränderungen werden vor allem Menschen ergriffen, von denen man es nicht (mehr) erwartete, daß sie so etwas wie Seismographen Gottes sein könnten. In der Tradition wurden nur besondere Menschen, von Gott speziell erwählt, vom Geist ergriffen und mußten Propheten sein. Am Tag Jahwes werden u.a. auch die Alten mit prophetischen Qualitäten versehen. – Mir scheint, daß hier so etwas wie eine „eschatologische Aufwertung“ der Alten erfolgt, deren Status inzwischen längst nicht mehr ungebrochen und unumstritten war: mit der politischen Krise Israels muß eine Krise der Väter einher gegangen sein.

Oder Jes 47,6: „Als ich über mein Volk zornig war und mein Erbe entheilte, gab ich sie in deine Hand; aber du erwiesest ihnen keine Barmherzigkeit, auch über die Alten machtest du dein Joch allzu schwer.“ – Hier spricht der sog. Deuterjesaja, ein Prophet des Exils, der den Auftrag hat (Kap. 40,1-11), dem Rest des Volks anzusagen, daß Gott trotz der Katastrophe Israel nicht verlassen habe. Das Exil selbst wird gedeutet als Erfüllung der Unheilsprophetie des 7./8. Jhs. Deuterjesaja spricht eine neue Sprache. Hier läßt der Prophet Gott mit den anderen Göttern und deren Völkern ins Gericht gehen. Babel war nach Gottes Willen der Vollstrecker der Strafe an seinem Volk; aber Babel hat die grundlegende Würde der Menschen mißachtet. Ein konkreter Vorwurf gegen Babel ist die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Alten. Eine Restitution der Würde der Alten zeichnet sich ab!

Daneben zeigt sich, daß die Situation der Alten in einem Herrschaftsgefüge ein entscheidender Beurteilungsmaßstab für die Legitimation eines Staates ist, für seine Humanität und seine Moralität.

Oder Sach 8,4+5: „So spricht der Herr Zebaoth: Es sollen hinfort wieder sitzen auf den Plätzen Jerusalems alte Männer und Frauen, jeder mit seinem Stock in der Hand vor hohem Alter, und die Plätze der Stadt sollen voll sein von Knaben und Mädchen, die dort spielen.“ – Gott wird wieder in Zion wohnen, kündigt dieser Prophet um 520 v.Chr. an. Daß die Alten wieder auf Jerusalems Plätzen sitzen werden und die Kinder in den Straßen spielen, ist Inbegriff des Friedens und des Heils. Der Friede der Alten und die Ungezwungenheit der Jüngsten werden zusammengesehen, weil sie im Friedensverständnis des Propheten zusammengehören. Zur Wiederherstellung Israels gehört auch die Restitution der Alten!

Überhaupt wird hohes Lebensalter in der Heilsprophetie nach dem Exil wieder ein wesentlicher Faktor (vgl. Jes 65,20!) der Hoffnung, die auf eine „Wiederkehr des Paradieses“ ausgerichtet ist. Die Langlebigkeit der Urzeit werde sich wieder einstellen, und der Tod werde kein Existenzrecht mehr haben (vgl. auch Jes 25,8), wird geglaubt. Und mit der Wiederkehr der alten Zeiten würden auch die Ordnungen wiederkommen, in denen die Betagten ihren hohen Rang hatten.

Jes 46,4: „Bis in euer Alter bin ich derselbe, und bis ihr grau werdet, trage ich euch. Ich habe es getan, und ich werde es tun, ich will tragen und erretten.“ – Das sind Trost Worte Gottes im Zusammenhang mit einem Spottlied über den babylonischen Götzen Bel. Das Bild, das V.3f zugrunde liegt, ergibt sich aus dem Gegensatz, aus dem pointiert herausgestelltem Unterschied zwischen Jahwe und den babylonischen Götzen, die ihren Verehrern schwere Lasten auferlegen; auf der anderen Seite Jahwe, der trägt und rettet. – Hier bricht im Grunde im Zusammenhang mit der Altersproblematik ein neues Religions- und Gottesverständnis hervor: für den antiken Menschen war Religion immer ein Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis von einer Gottheit, deren Hilfe und Gnade durch menschliche Leistungen erworben werden mußten. Das Bild des von seinem Gott bis ins Alter getragenen Volks wird gleichsam zum Träger eines neuen Jahwebildes! – Zunächst stellt Gott die Kontinuität zu seinem früheren Verhältnis gegenüber Israel her, vgl. V.3: „von Geburt an aufgeladen und vom Mutterschoß an mit-genommen“. Gott legitimiert sich neu als Gott seines Volks, indem er das, was er am „jungen“ Volk tat, wieder aufnimmt und „bis ins Alter“ fortzuführen verspricht. Es geht hier also nicht mehr nur um die Restitution Israels und der alten Ordnungen, sondern letztlich um das Theodizeeproblem: das Altwerdenkönnen als Beweis Gottes.

c)

In der alttestamentlichen Weisheitsliteratur werden viele der schon genannten Elemente wieder aufgenommen. Zugleich werden die Ansichten über das Alter ergänzt durch einige sehr handfeste Passagen, die offensichtlich auf konkrete Probleme (z.B. das Rebellieren der Jüngeren gegen den Anspruch der Alten) zurückgehen; nicht so sehr unter politischen Vorzeichen (wie vormals oder im eschatologischen

Horizont), sondern eher unter psychologischen, sozialpsychologischen, ja psychosomatischen Aspekten. In der alttestamentlichen Weisheit finden wir Äußerungen, die sich z.T. frappierend mit Beobachtungen zeitgenössischer Forschung über das Alter decken. Es gibt eine gewisse Zeitlosigkeit der Weisheit vom Alter.

Spr 22,6: „Gewöhne einen Knaben an seinen Weg, so läßt er auch nicht davon, wenn er alt wird.“ – Die Weisheitsliteratur kennt den genuinen Zusammenhang zwischen Jugendentwicklung und Alter (in anderem Zusammenhang, aber entsprechend: Spr 29,21) – etwa nach dem Motto „Jung gewohnt, alt getan“.

Stark hervorgehoben wird wieder die Kontinuität zu Vor- und Nachfahren (z.B. Spr 13,22; 20,7 u.ö.). Schon durch diese Sicht werden die Alten nicht am Rande plaziert, sondern haben ihren Ort gleichsam in der Mitte, sind im Grunde Bindeglieder zwischen einem familiären wie auch gesellschaftlichen Davor und Danach. Das rückt die Alten in eine verantwortliche Position, allgemein, insbesondere aber im Blick auf ihre Bedeutung bei der persönlichen Weitergabe und Übertragung des Glaubens (z.B. Sirach 30). – Der Weisheitsliteratur besonders wichtig ist die soziale und persönliche, gesellschaftlich verbürgte Selbständigkeit des alten Menschen. In Sir 7, bes. V. 23, geht es darum, daß die Alten den Jungen bald Selbständigkeit geben sollen (hierdurch werden die Einwände, die wohl immer unüberhörbarer wurden, ernst genommen: „Bei den Großvätern nur soll Weisheit sein und Verstand nur bei den Alten?“, Hiob 12,12); im gleichen Atemzug werden aber die Alten ermutigt, sich nicht vorzeitig von ihren Ansprüchen zurückzuziehen. Von diesem Wechselverhältnis hängen persönlicher wie gesellschaftlicher Frieden ab. Psychologisch feinfühlig wird hier gesehen, wie Ablehnung der Jungen und Rückzug der Alten sich bedingen können. Demgegenüber wird hier die Auffassung vertreten, die Alten mögen nicht aufhören, sich zuständig zu fühlen – bei aller Selbständigkeit, die den Jungen eingeräumt werden soll.

Sir 30,22: „Froher Sinn verlängert die Tage.“ – Die alttestamentliche Weisheit proklamiert ein fröhliches Alter. Die Bejahung des Lebens hat mit der Länge des Lebens zu tun. Gemessen an den neueren Untersuchungen zum „sozialen Tod“ ist diese Feststellung von einiger Aktualität. Überhaupt sieht die Weisheitsliteratur die Zusammenhänge zwischen körperlicher und seelischer Gesunderhaltung. Daher die Mahnung, man möge versuchen, das Gleichgewicht des Gemüts bis ins Alter zu bewahren: „Sprich deiner Seele zu, ermuntere dich, halte die Traurigkeit von dir fern; viele hat der Kummer getötet“ (Sir 30,23). Die größere Nähe zum Tod soll im Alter umso mehr Zuwendung zum Leben bewirken: „Pflege dich, so gut du kannst; bedenke, daß der Tod nicht ausbleibt“ (Sir 14,11b+12a). Insofern kann sich auch der Glaube lebenserhaltend auswirken (vgl. Spr 3,1f). Wo die religiöse „Seelenhygiene“ für sich selbst hingefällt wird, da nistet sich schon im Leben der Tod ein. Umgekehrt kann ein Mensch nach dieser Auffassung „lebensatt“ (Hiob 42,17), „voll Lebens“ (1Chr 30,28) sterben. Oder, wiederum anders gesagt: Alter ist Frucht, Sterben ist Ernte (Hiob 5,26).

Der alte Mensch im NT

Für das AT konnten Status und Rolle des alten Menschen vor allem durch religiöse (in Beziehung zum „Gott der Väter“), gesetzliche (3Mo 19,32) und familiäre (z.B. in der Weisheit) Bezüge umschrieben werden. Dieselben Kriterien, auf das NT angewendet, lassen m.E. die grundlegenden Unterschiede zwischen alt- und neutestamentlicher Rolle der Alten deutlich zutage treten.

> Die Vorstellung vom „Gott der Väter“ mit dem daraus abgeleiteten Status erfährt im NT eine Umwandlung: „Die Väter dienen nicht mehr als Bild für das Handeln Gottes – G o t t s e l b s t tritt an ihre Stelle. Gott handelt nun als der gute Vater, der sich in Christus zeigt: So wird Gott der Vater zum Bild – und auch zum Vor-Bild – für das Handeln der irdischen Väter. Wie sich Gott der Vater über uns Kinder erbarmt hat, so können und sollen nun auch wir Väter uns unserer Kinder annehmen“ (A.Weyer).

> Das Bild des „Vaters“ ist mit dem Bild Gottes identisch geworden. Gott ist der gute Vater, der nach seinen verlorenen Kindern Ausschau hält; der Vater aber auch, neben dem die „Väter“ vergleichsweise zurücktreten. Die Vater-Charakterisierung, etwa im Gleichnis vom verlorenen Sohn, ist eindeutig: Die „Pointe liegt doch darin, daß der Vater dem Sohn entgegenläuft, als er noch fern war, daß er ihn nicht auffordert, erst einmal die Autorität wieder anzuerkennen, sich zu rechtfertigen und um Vergebung zu bitten, sondern ihn in die Arme schließt und die Gemeinschaft durch ein Fest krönt und besiegelt“ (Müller-Schwefe). Der gute Vater, der Gott ist – nur noch Gott –, kommt nicht zuerst mit Autoritätsansprüchen oder mit dem Pochen auf gesetzlich verbürgtes Recht, sondern mit verzeihender Liebe. Dieser Verkündigungstenor der Predigt Jesu definiert allerdings damit auch die Rolle der irdischen Väter neu.

> Gab es im AT so etwas wie ein „Recht der Alten“, so wird im NT die Einseitigkeit dieses Ansatzes korrigiert. Beredtes Beispiel dafür ist etwa der Zusatz zum Gebot „Ehre Vater und Mutter...“ in Eph 6,4. Zum Spezifischen des Epheserbriefs gehört eine Entsprechungstheologie: Paulus spricht vom Menschen, wie er auch von Gott redet (vgl. 4,24: der neue Mensch ist gottentsprechend geschaffen); die

Parallelitätstechnik bedient sich Wendungen wie „so wie“ oder „entsprechend“. So werden z.B. Kirche bzw. Gemeinde und Ehe parallel gesetzt: der Umgang Christi mit der Kirche ist gleichsam das Urbild des Umgangs des Mannes mit seiner Frau (5,21-33; vgl. auch 4,32 und 5,2); Entsprechendes gilt für das Verhältnis Eltern-Kinder. Es gibt also kein besonderes christliches „Gesetz“ für das Verhältnis von Ehepartnern zueinander oder für Kinder und Eltern, sondern der familiäre Lebensbereich steht unter d e n s e l b e n Maßgaben wie das Leben der christlichen Gemeinde allgemein. Das Verhältnis von Menschen zueinander – ganz gleich, wie jung oder wie alt sie sind – steht unter gleichsam ekklesiologischen Vorzeichen. „Es ist unverkennbar, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Vorschriften für die Ehe und denen für die Kindererziehung besteht. In beiden Fällen wird das Recht des Schwächeren betont... Es steht alles unter dem Vorzeichen der Gemeinde und des Handelns Christi an“ (so schon H.Asmussen). Anstelle eines Rechts des Alters steht im NT ein Recht des jeweils Schwächeren!

M.Barth stellt m.E. zu Recht heraus, daß Paulus im Eph versucht, getrennte judenchristliche und heidenchristliche Theologien zu verhindern. Es geht demnach nicht darum, die christliche Gemeinde gegen „Israel“ auszuspielen, sondern es geht insgesamt um den „neuen Menschen“. Deshalb kann Paulus das alte mosaische Gesetz aufnehmen, nicht, um seine Auflösung, sondern um seine Erfüllung im neuen Gottesvolk zu proklamieren. Die heidenchristlichen Briefempfänger werden ermahnt, nicht zu vergessen, sondern sich daran zu „erinnern“ (2,11), „daß sie alles, was sie von Gott empfangen haben und noch empfangen, zusammen mit Israel teilen“ (ders.). Unter diesem weitgespannten Gemeindebegriff wird alles zusammengefaßt: Israel, die Familiengemeinschaft, die Christen überhaupt – auch die Generationen. So ist das Gesetz erfüllt.

> War der familiäre Bezug des Menschen, insbesondere auch des alten Menschen, entscheidend wichtig im AT, so relativiert Jesus die Bedeutung der natürlichen Familie – für sich selbst wie für die, die ihm nachfolgen: vgl. Mark 3,31-35.

Die Rede Jesu in Mark 3,31ff steht mit anderen Passagen des NT in engem Zusammenhang, die einen z.T. radikalen Bruch mit traditionellen Auffassungen bedeuten. Die Tendenz ist die: Jesus möchte den Menschen nicht mehr allein durch Autorität und Tradition bestimmt sein lassen, sondern durch seine ureigenste Entscheidung. Deshalb will er den Menschen aus allen möglichen Zusammenhängen herausrufen, auch aus den familiären (Mt 10,34-39: derlei soziale Verhältnisse sind in Jesu Augen Abhängigkeitsverhältnisse; Jesus will aber die Befreiung aus Zwängen, seien es soziale, familiäre, religiöse oder politische). Jesus markiert auch die Grenzen des Familiären (vgl. Mt 10,35; 19,29).

Er hinterläßt jedoch keinen Hohlraum, sondern setzt andere Bindungen anstelle der alten. In Mk 3,31ff proklamiert er die christliche Gemeinde als „Großfamilie“! Wenn sie den Willen Gottes tut, erhält eine unstrukturierte Masse - ohne Rangordnungen usw. - das Kriterium des Familiären. Damit wird der Begriff Familie nicht verengt, sondern erweitert. Indem Jesus für seine Jünger familiäre Titulaturen gebraucht, wertet er Familie gerade nicht ab. Was Familie sein kann, bleibt für Jesus nicht auf die natürliche Verwandtschaft beschränkt. Jesus befürwortet quasi das Recht des Menschen auf „Wahlverwandtschaften“.

Indem Jesus die Grenzen des Familiären (im natürlichen Sinne) markiert, erweitert er Möglichkeiten und Freiheiten des Menschen; Jesus widerlegt eine mechanistische Sicht der Abhängigkeit und der menschlichen Entwicklung von der Wiege bis zur Bahre; Jesus distanziert sich nicht nur von Verwandten, sondern auch von Auffassungen, wie sie heute mit dem Anspruch eines Naturgesetzes auftreten: daß etwa das Wertsystem eines Menschen durch Sozialisationsprozesse der frühen Kindheit entstehe und daß daran kaum mehr zu rütteln sei. Demgegenüber proklamiert Jesus nun nicht einfach ein Autonomie-Ideal, sondern zeigt, daß Erfahrungen mit Gottes Wirklichkeit frühere Erfahrungen korrigieren, ja sogar aufheben können. Der Mensch ist veränderbar – durch Gottes Willen. Im „Tun des Willens Gottes“ wird der Unterschied zwischen Außensteuerung und Selbstbestimmtheit aufgehoben.

Daß also die Einheitlichkeit, die Identität von religiöser, familiärer und staatsbürgerlich-politischer Existenzform längst zerfallen ist, ist im Grunde kein Anlaß zu Verzweiflung und Weltverachtung. Gerade in diesem Zustand, der unsere Wirklichkeit kennzeichnet, ergeben sich Begegnungs- und Bindungsmöglichkeiten von tiefer, religiöser Dimension. „Indem er (= Jesus) alle menschlichen Autoritätsverhältnisse aus den Angeln hob und den Menschen ganz allein der Liebe und Nähe Gottes aussetzte, brachte er Freiheit in die Welt“ (Müller-Schwefe).

Individuelle Unfreiheit ist oft sozial vermittelt, auch nach biblischem Verständnis (vgl. Mk 10,21). Die hier angesprochene Problematik wird von alten Menschen häufig als Leid empfunden. Doch gilt es hier, gegenüber den alten Menschen auch die positiven Aspekte und Möglichkeiten zu betonen, die in dieser Freiheit von Faktoren, die uns scheinbar sichern – Leistung, Besitz, Familie -, liegen können.

> Andernorts im NT wird herausgestellt, daß menschliche Freiheit nicht im Widerspruch zu Takt und Achtung stehen muß. Eltern haben grundsätzlich Dankbarkeit verdient, vgl. 1Tim 5,3. In christlicher Freiheit ist es sehr wohl möglich, ein neues Verhältnis zu den Eltern und deren Generation zu gewinnen. Der Mensch kann „dann akzeptieren, daß er von ihnen herkommt; er könnte positiv annehmen, daß sie die vorgegebene Ordnung repräsentieren. Nicht im geringsten wäre er (= der jüngere Mensch) dazu verpflichtet, zu allem, was die Älteren tun, Ja und Amen zu sagen. Aber noch in einer leidenschaftlichen Bestreitung der Ordnung der

Älteren würde etwas von der Solidarität mitschwingen, die weiß: Wir gehören zusammen; mein Leben kommt von dem euren her“ (ders.). Gerade dieses Stück Freiheit der Generationen gewährleistet wirkliche Dankbarkeit – statt bloßer Abhängigkeit oder erzwungener Dankbarkeit. Je unabhängiger Alte und Junge voneinander sind, desto eher ist Achtung möglich.

> Der Gedanke der christlichen „Großfamilie“, der Gemeinde, wird z.T. konkretisiert in Ermahnungen wie diesen: „Einen Alten schilt nicht, sondern ermahne ihn als einen Vater, die jungen Männer als Brüder, die alten Frauen als Mütter, die jungen als Schwestern...“ (1Tim 5,1f). Die Grenzen zwischen Familie und Gemeinde sind fließend.